

Hochschule Luzern Das Magazin

OKTOBER 2011

SCHAUPLATZ
Musikalischer
Testlauf
im Tonstudio

INTERVIEW
Barbara Zürcher,
Haus für Kunst Uri

UMWELTSCHUTZ
Schwimmende Roboter
im Einsatz

CREATIVE LIVING LAB

Impulse für helle Köpfe





Erleben Sie einen neuen Mac mit OS X Lion.

Ein leistungsstarkes neues Betriebssystem.
Für einen noch leistungsstärkeren Mac.

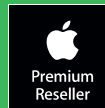
Jetzt kommt jeder neue Mac mit OS X Lion, der neuesten Version des fortschrittlichsten Computer-Betriebssystems der Welt. OS X Lion bietet Vollbildapps, neue Multi-Touch Gesten, den Mac App Store, Launchpad für einfachen Zugriff auf Apps und Mission Control, damit man auf einen Blick sieht, was alles auf dem Mac läuft. Besuchen Sie uns, um mehr darüber zu erfahren, wie der Mac mit OS X Lion noch intuitiver und einfacher wird.

Wir sind die Apple Education Spezialisten in Ihrer Nähe.



Data Quest AG
Pilatusstrasse 18
6003 Luzern
Tel. 041-248 50 70
Fax 041-248 50 71

Data Quest AG
Kapellgasse 16
6004 Luzern
Tel. 041-544 28 40
Fax 041-544 28 41



Ein Klima für brillante Ideen erzeugen



Sigrid Cariola, Chefredaktorin

Liebe Leserin, lieber Leser

— Die Fähigkeit, Neues zu entwickeln, innovativ zu sein, gilt als Motor der Schweizer Wirtschaft. Die Spezies der hoch kreativen Menschen indes ist eine rare – sie macht nach Schätzungen nicht einmal 5 Prozent von Gesamtpopulationen aus.

Kein Wunder, setzen Unternehmen nicht länger allein darauf, die berühmte Stecknadel im Heuhaufen zu finden. Sie haben erkannt, dass sie in einer komplexen und globalisierten Welt ein Klima schaffen müssen, in dem auch die übrigen 95 Prozent ihr kreatives Potenzial entwickeln können. Ein gewisses Mass an Kreativität steckt nämlich in jedem, und wenn diese Ressourcen angezapft und klug miteinander verknüpft werden, sind Organisationen nicht nur anpassungsfähig, sondern auch in der Lage, komplett Neues zu entwickeln.

Welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit dies möglich wird, erforscht die Hochschule Luzern u.a. in ihrem interdisziplinären Schwerpunkt Creative Living Lab. Dass Innovation nicht nur die Frucht einer genialen Einzelleistung, eines Geistesblitzes ist, sondern das Resultat der Arbeit von vielen, meinte offenbar auch der Physiker Julius Robert Oppenheimer. Seine Überzeugung lautet: «Brillante Ideen sind organisierbar.»

Fotos: Anna Haas (Titelbild), Martin Vogel, Jolanda Flubacher Derungs, HydroNet Project



Wo Ideen Gestalt annehmen: im FabLab Luzern.

Seite 8

CREATIVE LIVING LAB

- 08 Das FabLab Luzern ist ein Treffpunkt für Bastler und Tüftler, Designer und Technik-Freaks
- 12 Leistungsfähigkeit und Ideenreichtum sind kein Zufall: Wie Studierende ihre Begabungen überlegt nutzen
- 14 Netzwerke, Platz für Querdenker und engagierte Chefs: So schaffen Unternehmen ein kreatives Klima
- 20 Studierende erhalten bei Wirtschaftspartnern eine reale Bühne für ihre Ideen – eine Win-win-Situation



Der richtige Ton

Seite 24



Die Wasser-Prüfung.

Seite 32

- 04 SPEKTRUM
- 06 NAMEN
- 24 SCHAUPLATZ **Ein Profi-Tonstudio in ländlicher Idylle**
- 27 BUCHGESTALTUNG **Das richtige Design für E-Books**
- 28 INTERVIEW **Barbara Zürcher, Haus für Kunst Uri**
- 32 UMWELT **Ferngesteuertes Labor für Gewässerschutz**
- 34 WEGWEISUNG **Die Folgen der 24-Stunden-Gesellschaft**
- 36 ENERGIEMANAGEMENT **Software gegen Verschwendung**
- 39 PLÄDOYER **Michael Kaufmann: Musik braucht Raum**
- 40 FACHHOCHSCHULEN **Der Boom des Bildungssystems**
- 42 UMFRAGE **Wie wohnen Sie?**
- 45 JUBILÄUM **40 Jahre Hochschule Luzern – Wirtschaft**
- 46 NACHRICHTEN/WETTBEWERB
- 48 AGENDA
- 49 MEDIENECHO
- 50 ABSOLVENTIN **Das Menschenbild von Annette Keller**

55'820

Jahre alt sind alle Mitarbeitenden der Hochschule Luzern zusammen. Das Durchschnittsalter der 1323 Männer und Frauen, von denen drei Viertel in Lehre und Forschung tätig sind, beträgt 42.2 Jahre. Am jüngsten ist das Team Rektorat & Services mit 39.3 Jahren, am meisten Berufs- und Lebenserfahrung bringen die Kolleginnen und Kollegen des Departements Musik mit durchschnittlich 46.5 Jahren mit.*

*mindestens 20% Anstellung

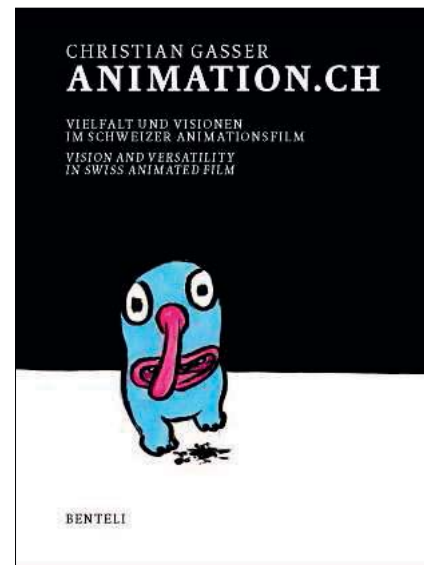
Geprüft: Welche Klimasysteme schneiden am besten ab?

Klimasysteme sollen bei jeder Jahreszeit für eine angenehme Raumtemperatur sorgen. Sie wärmen, kühlen und regulieren die Luftfeuchtigkeit und wirken damit auf unser Wohlbefinden. Aber steht ihre Verwendung im Einklang mit den Ansprüchen an Nachhaltigkeit? Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, beauftragte die MWH Barcol-Air AG aus Stäfa die Hochschule Luzern und zwei weitere Institutionen damit, vier gängige Typen zu untersuchen: Klimakonvektoren,

Wasserkühldecken, Betonkernaktivierung und Hybridkühldecken. Für die Studie projizierten die Wissenschaftler und Ingenieure verschiedene Rahmenbedingungen wie Wetterdaten und Nutzungsverhalten eines typischen 40-stöckigen Büroturms in ein Modellgebäude. Am besten schnitten Hybridkühldecken ab. Sie überzeugten punkto Umweltverträglichkeit wie auch aufgrund niedriger Gesamtkosten und individueller Regulierbarkeit der Temperatur.



Wenn Klimasysteme versagen, herrscht Eiszeit im Büro.



Die Publikation animation.ch widmet sich dem Animationschaffen in der Schweiz.

Druckfrisch: Standardwerk zu Animation

Seit dem ersten bekannten Schweizer Trickfilm «L'Histoire de Monsieur Vieux-Bois» von 1921 hat sich viel getan in der Schweizer Animationsfilmszene. Heute werden pro Jahr etwa 80 animierte Werke produziert – Kurzfilme, Werbeclips oder Kinderfilme. Viele von ihnen heimsen Preise an internationalen Festivals ein. Die Hochschule Luzern hat zusammen mit dem Journalisten und Comic-Experten Christian Gasser die Publikation «animation.ch» lanciert, in der das Animationschaffen in der Schweiz erstmals dokumentiert wird. Im Mittelpunkt stehen Interviews und Gespräche mit zwanzig Filmemachern und Filmemacherinnen, die für die Vielfalt und die Eigenständigkeit des Animationsfilms stehen.

www.benteli.ch



Der Kluge fährt im Zuge – und ganz sicher umweltfreundlich.

Kluge Mobilität: Winterferienorte im Vergleich

Auch Touristenorte versuchen, mit Nachhaltigkeit zu punkten. Ein Ranking von Winterdestinationen bezüglich nachhaltiger Mobilität, das der Verkehrs-Club der Schweiz zusammen mit dem Institut für Tourismuswirtschaft ITW der Hochschule Luzern und weiteren Partnern erarbeitete, setzte die autofreie Walliser Gemeinde Zermatt auf den ersten Platz. Ein guter Rang bedeutet etwa, dass der Zeitverlust klein ist, wenn man statt mit dem eigenen Auto mit dem öffentlichen Verkehr anreist, aber auch, dass man nach dem letzten Punsch am Abend noch problemlos mit dem Ortsbus in seine Ferienunterkunft fahren kann. Auch beim Testsieger gibt es noch Verbesserungspotenzial: Zermatt hat 29 von 39 möglichen Punkten erhalten. «Geplant ist, die Liste auszubauen und in zwei Jahren wieder eine Rangliste zu veröffentlichen, um die Veränderungen, die diese in den Destinationen auslösen soll, zu beobachten», erklärt Helmut Schad vom ITW. Er hat als wissenschaftlicher Berater bei der Entwicklung der Idee und des methodischen Konzepts des Rankings mitgewirkt. Inzwischen ist ein Pendant für Sommerferienorte angedacht.

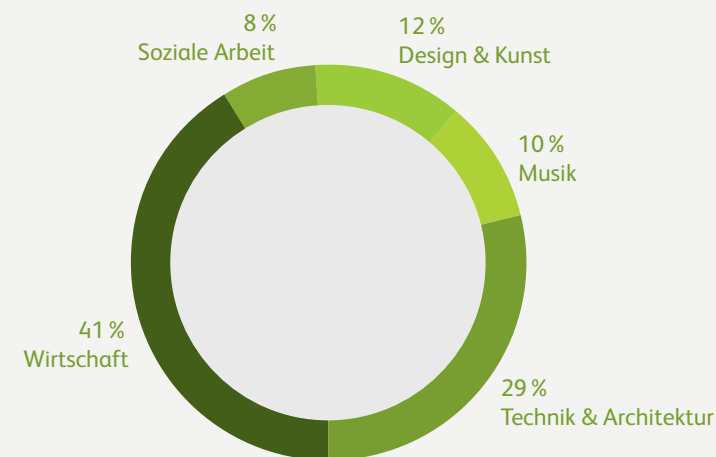
Festival Szenenwechsel: Vielfalt

Vom 22. bis 29. Januar 2012 gibt die Hochschule Luzern – Musik am Festival «Szenenwechsel» Einblicke in ihre künstlerische Tätigkeit. Das Programm reicht von Orgelkonzerten über zeitgenössische Musik im Theater Casino Zug bis hin zu osteuropäischer und Schweizer Volksmusik in der Jazzkantine. Den Auftakt der Veranstaltung macht die Big Band der Hochschule zusammen mit dem Jazzclub Luzern unter der Leitung des britischen Tenorsaxophonisten und Komponisten Julian Argüelles. Krönender Abschluss des Festivals ist das Sinfoniekonzert «...2 Gefühle...», Musik mit Leonardo» im KKL Luzern, von und mit dem deutschen Komponisten Helmut Lachenmann. Alle Konzerte werden mehrheitlich von Studierenden der Hochschule bestritten. Für einen Teil der Veranstaltungen ist der Eintritt frei.

www.hslu.ch/szenenwechsel

Fotos: Benteli Verlag, Plainpicture/Iris Friedrich, Rhaetische Bahn/Andrea Badrutt

Erstsemester: Die meisten bei Wirtschaft und Technik & Architektur



Zum Studienstart begrüsst die Hochschule Luzern an ihren fünf Departementen rund 1'820 neue Studierende. Mehr als zwei Drittel von ihnen entschieden sich für ein Studium im Bereich Wirtschaft (740) oder Technik und Bau (530). Für Design oder Kunst schrieben sich 210 ein, für Musik 180 und für Soziale Arbeit 160.



Mit Begeisterung unterstützen wir die Bildung

Maréchaux Elektro AG
Sempacherstrasse 6
6003 Luzern
Tel. 041 319 44 44
info@marechaux.ch
www.marechaux.ch

Elektroinstallationen
Telefonanlagen
EDV-Vernetzungen
Automation
Projektierungen
24-Stunden Service



We make your net work...
www.turnkey.ch

TurnKey Services AG Ihr kompetenter Partner für:

- System-, Netzwerk- und Wirelessintegration
- Server-, Web- und e-mail-Hosting
- Distribution von MRV-Produkten
- Betrieb D4 Business Center

TurnKey Communication AG Ihr kompetenter Partner für:

- Integrale Gebäudetechnik und ICT-Infrastrukturen
- Bauherrenvertretung
- Leitungsnetze für Kabelfernsehen und Kommunikation

Anthon Astrom Belebt alte Schreib- techniken

Mit der Webplattform «Lines» trifft Anthon Astrom (28), Absolvent des Masters in Design, den Zeitgeist: Sie erlaubt es Autoren und Lesern, auf neue Weise mit Texten und Bildern zu arbeiten und zu interagieren. «Mönche haben zum Beispiel früher ein Blatt Papier in der Mitte beschrieben, um das teure Material zu sparen und anderen Platz für deren



Anmerkungen zu lassen», erläutert der gebürtige Schwede. Zusammen mit Projektpartner Lukas Zimmer von der Hochschule der Künste Bern wollte Astrom alte Techniken auf die modernen Kommunikationsmittel übertragen. Mit Erfolg: Im Juli erhielten die Jungdesigner den Förderpreis der Hochschule Luzern. Nun werden sie auch mit dem Eidg. Preis für Design ausgezeichnet. Letzterer ermöglicht ihnen, Anfang 2012 für ein halbes Jahr nach New York zu reisen, um dort neue Projekte zu erarbeiten.

<http://lines.thecafesociety.org>

Markéta Kubínová Vrbková Spielt sich mit «Spinnen- fingern» zum Erfolg

Musik spielte für Markéta Kubínová Vrbková (27) von Kindesbeinen an eine wichtige Rolle. Mit vier begann sie, Klavier zu spielen. Mit elf entdeckte sie ihre Liebe zum Cello. Damals traf sie den Vizerektor der Musikhochschule in Brno



(Tschechien) und grossen Cellisten Bedřich Havlík. «Er sagte, dass meine Finger so lang wie die Beine einer Spinne sind, und bot mir an, bei ihm Unterricht zu nehmen.» Heute spielt die gebürtige Tschechin im Ensemble «Eben Trio» und gewann den diesjährigen Edwin Fischer-Wettbewerb der Hochschule Luzern. «Ich habe früh gelernt, dass es besser ist, sich an Wettbewerben auf sich selbst zu konzentrieren und möglichst natürlich aufzutreten.» Wichtig sei auch das Vertrauen in ihre beiden Mitmusiker, mit denen sie parallel zum Studium an der Hochschule Luzern Kammermusik in Hamburg studiert. Die wenige freie Zeit verbringt sie am liebsten in ihrer Heimatstadt Mikulov mit ihrem Mann: «Dann genieße ich die Pflege von Haus und Garten, das Treffen mit Freunden und unseren hausgemachten Wein.»

René Businger Löst IT-Probleme mit Fingerspitzengefühl

Das Mailkonto ist übertoll, der Drucker funktioniert nicht mehr, und das Passwort fällt einem nach den Ferien partout nicht mehr ein: Das sind Fälle, bei denen René Businger mit seinen Mitarbeitenden ins Spiel kommt. Seit dem 1. Juni



2011 ist der 43-Jährige Leiter des IT-Helpdesks der Hochschule Luzern. Der Helpdesk ist die Anlaufstelle für alle IT-Probleme und bearbeitete 2010 über 11'000 Anfragen. In der Regel werden die Fälle telefonisch und via Remote Support, den direkten Zugriff auf den Computer der Kunden, gelöst. Nur selten müssen die Helpdesk-Mitarbeitenden ausrücken und sich vor Ort um ein Problem kümmern. «Streikt der Computer, sind die Leute schnell gestresst», so Businger, «dann ist Fingerspitzengefühl gefragt.» So ist für ihn klar: «Der wichtigste Aspekt meiner Arbeit ist die Psychologie.»

Raphael Adam Zeigt Jugendlichen neue Wege auf

Eine Weisheit Konfuzius' hat dem Projekt von Raphael Adam (27), Student der Soziokultur, den Namen gegeben: «Der Weg ist das Ziel.» Er initiierte mit «My Way» während seines Praktikums bei der



Jugendanimation Ebikon/Buchrain ein Coaching für lernschwache Jugendliche bei der Lehrstellensuche. «Viele sehen die Lehrstellensuche als Nadelöhr, durch das sie unbedingt hindurchmüssen, um gesellschaftlich reüssieren zu können», erklärt er. «Klappt es nicht mit dem Traumberuf, macht sich schnell Frustration breit.» Adam will die Träume der Schülerinnen und Schüler nicht zerschlagen, sondern ihnen helfen, deren positive Energie zu nutzen. «Einmal kam eine lernschwache Schülerin zu mir, die unbedingt Kriminologin werden wollte. Ich sagte ihr, dafür müsse man studieren. Wir haben uns mögliche Wege zu ihrem

Traumberuf überlegt. Mittlerweile ist die Schülerin bereits von der Sek C in die Sek B aufgestiegen und hat nun viel mehr Wahlmöglichkeiten.» Adam arbeitet nach Ende seines Praktikums neben dem Studium weiter bei der Jugendanimation und führt «My Way» fort.

Josef Ittig Hinterliess vielfältige Spuren



Zwei Jahre ist es her, dass Josef Ittig pensioniert wurde und wieder mehr Zeit hat fürs Malen, Fotografieren und Lesen. Davor führte er während 39 Jahren Architekturstudierende in die visuelle Gestaltung ein. Rund 1'000 gingen durch seine «Schule». «Unterrichten ist eine Form von Kunst, nicht blosses Vermitteln. Ich habe versucht, die Studentinnen und Studenten anzustossen, zu fördern. Sie mit aller Macht überzeugen zu wollen, war nicht meine Sache», resümiert der 66-Jährige. Mit einigen Absolventen ist er noch immer in Kontakt: Sie halten ihn über ihre Bauprojekte auf dem Laufenden, fragen um Rat oder laden ihn ans Geburtstagsfest ein. So lag es nahe, dass Ittig die Einladung der Hochschule Luzern annahm, gemeinsam mit Ehemaligen eine Ausstellung zu entwickeln. 39 Absolventen formulierten Thesen darüber, was Gestaltung für sie bedeutet. Illustriert wurden diese Aussagen durch den Architekturfotografen Heinrich Helfenstein. Ittig: «Es hat mich berührt, zu sehen, welche Spuren der Unterricht hinterlassen hat und wie vielfältig die Positionen meiner Ehemaligen sind.»

www.kunsthalleluzern.ch

Von Legosteinen und Bundeshäusern

Im FabLab Luzern treffen sich Bastler und Tüftler, Designer und Technikfreaks. Hier können sie ihren Ideen Gestalt geben und sich austauschen. Das aktuelle Projekt: einen eigenen 3-D-Drucker bauen.

Leise surrend gleitet die Düse, die aussieht wie eine angespitzte, dicke Schraube, über die Platte und spuckt ihren dünnen, weissen Plastikfaden aus. Sie beschreibt erst ein Viereck und fährt dann in die Mitte, um dort noch einmal einen kleinen Plastikkreis zu hinterlassen. «Das wird ein Legostein», kommentiert Ramun Berger, «den muss jeder mal mit seinem 3-D-Drucker bauen.»

Berger hat einen sehr skeptischen Blick, wenn er dem Drucker zuschaut. Denn über das Stadium von Legosteinen ist der 32-Jährige eigentlich schon längst hinaus. Den druckt sein Drucker nur noch mal für den Besuch, der ihm im Luzerner FabLab neugierig über die Schultern schaut. Ramun Berger ist ein sehr geduldiger und freundlicher Mann, der zudem das Innenleben eines 3-D-Druckers so erklären kann, dass auch ein Laie versteht, warum die Maschine Plastikfäden zu kleinen Gebilden formt. «Die Steuerung ist eher dumm», sagt Berger, «die Intelligenz sitzt in der Computersoftware.» Vielleicht will die Maschine daher die komplizierte Aufgabe nicht lösen, die Berger ihr stellt. In der zum Drucker gehörigen Software hat der Berner ein Miniauto entworfen, und das soll die Maschine jetzt drucken. Sie scheitert daran – noch. Aber Ramun Berger gibt nicht auf. Schliesslich hat er jetzt schon fünf Tage damit verbracht, aus einem Bausatz den 3-D-Drucker zusam-



Gemeinsam Fortschritte machen und Lösungen finden: das FabLab-Prinzip.

menzubauen. Auf Bergers Arbeitstisch haben sich bereits mehrere ausgedruckte Legosteine, ein bewegliches, aus verschiedenen Teilen bestehendes Männchen und sogar eine Miniaturausgabe des Berner Bundeshauses versammelt. Da wird der Berner mit dem charakteristischen Glatzkopf seinen Drucker wohl auch noch dazu bringen, ein Auto auszuspucken.

Werkstatt mit offenen Türen

Ramun Berger ist FabLab-Fan. Und zwar einer der ersten Stunde. Schon als am 24. Februar das «Fabrikationslabor» auf dem Gelände der Hochschule Luzern in

Horw seine Türen öffnete, war der Ingenieur für Kommunikationssysteme dabei. Auf seiner firmeneigenen Homepage berichtet er, dass er sich in nur zwei Minuten sein Firmenlogo ausgelasert habe, «beeindruckend!». Die Idee, dass in einer Werkstatt jeder, der will, zusätzlich zu den üblichen Werkzeugen eine CNC-Fräsmaschine, einen Lasercutter und einen 3-D-Drucker benutzen kann, faszinierte ihn so, dass er sich für den ersten «Wir bauen Ultimaker-3-D-Drucker»-Workshop anmeldete. Die Selbstbaubox für diese Drucker kostet 1'200 Euro im Internet; für 1'800 Franken bekamen die

Ramun Berger an seinem Arbeitstisch: ein FabLab-Fan der ersten Stunde.

fünf Teilnehmer das Arbeiten im FabLab noch dazu. «Ein professionelles Gerät kostet mindestens 20'000 Franken», erklärt Berger. Kein Wunder, dass der Workshop schnell ausgebucht war und sich die Anfragen nach einem Folgekurs bei Lab-Manager Roman Jurt bereits aufstauen. Stolz haben die Teilnehmer den Schriftzug «Made in FabLab Luzern» auf das Holzgehäuse ihrer Drucker geklebt.

Revolutionärer 3-D-Drucker

Doch die Workshop-Teilnehmer sehen Verbesserungsbedarf. Und so brüten Lab-Manager Roman Jurt und Dominic Spiess schon seit Stunden vor einem der zwei Computerarbeitsplätze auf der Galerie und drehen und wenden im CAD-Programm Solid Works die Baupläne ihres Druckers. Denn der Plastikfaden, den die Maschine erhitzt und verdünnt durch die Düse ausspuckt, ruckelt noch mächtig, wenn er von der Spule kommt. Vor allem dann, wenn die Drucker weichen Plastik nutzen. Und so wollen Jurt und Spiess die Kabelzufuhr von der Spule in die Maschine verbessern.

Vier Computer können im FabLab genutzt werden. Und das Fachwissen von Roman Jurt, der als FabLab-Manager ar-

beitet und von der Idee im Allgemeinen und dem 3-D-Drucker im Besonderen so begeistert ist, dass er mit den sechs Teilnehmern immer wieder von neuem an Problemen knobelt. Er ist der Typ Organisator und Wirbelwind, einer, der dabei sein will, wenn etwas Spannendes passiert. Er scheut sich nicht, die 3-D-Drucker als «technische Revolution» zu bezeichnen und als «digitale Verschiebung», die es uns in naher Zukunft erlauben könnte, auf einem Drucker neben dem Schreibtisch kleine Plastikgebilde auszudrucken. Auch die Idee der FabLabs fasziniert ihn. Diese entsprang der Phantasie von Neil Gershenfeld, der 2002 am Massachusetts Institute of Technology ein Seminar mit dem Titel «Wie man (fast) alles macht» anbot.

Bald weitere Schweizer FabLabs?

Das war der Anfang. Mittlerweile gibt es FabLabs auf der ganzen Welt, die meisten finden sich in den USA und Europa, aber auch in Afrika, Asien und Südamerika werden die frei zugänglichen Werk-

stätten genutzt. Das Luzerner ist bisher das einzige FabLab der Schweiz, aber in Neuenburg und Bern gibt es konkrete Pläne für weitere offene High-Tech-Werkstätten. Denn viele fasziniert es, die technischen Einrichtungen gemeinsam zu nutzen, sich untereinander zu vernetzen,

«Die Steuerung des 3-D-Druckers ist eher dumm. Die Intelligenz sitzt in der Computersoftware.»

Ramun Berger, FabLab-Fan

auszutauschen und auf diese Art die gemeinsamen Entwicklungen immer weiter verfeinern zu können. Auch die Ultimaker-Bauer werden ihren verbesserten Bauplan für den Drucker ins Netz stel-

len, so finden kreative Ideen ihr Publikum, werden optimiert und – so die Hoffnung – vielleicht auch mal ganz neue Produkte zur Marktreife gebracht.

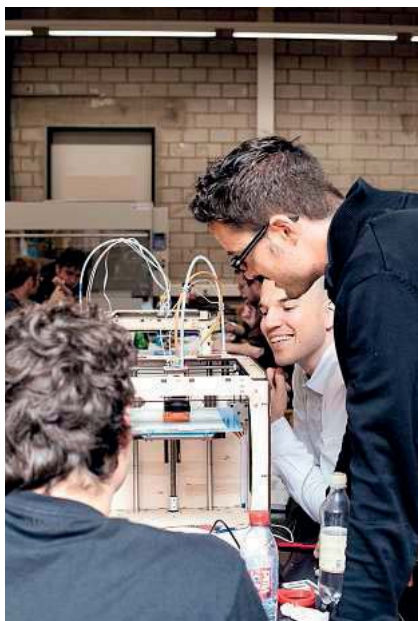
Doch auch wer weniger ausgefeilte Bedürfnisse hat, ist im FabLab richtig. Jurt hat schon vielen Bastlern geholfen, die nicht gleich die Revolution plant, sondern nur ein Namensschild für ihre Tür lasern wollten. Einer Buchbinderin, die eine besonders kunstvolle Schatulle aus Karton entworfen hatte, und einer Grafikdesignerin, die stoffbezogenes Holz mit dem Laser zuschnitt, hat er die Maschinen erklärt und sie lasern lassen. Die meisten, die bisher den Weg ins FabLab finden, bringen eher kleinere Projekte mit sich, aber auch eine Master-Klasse für Profidesigner ist dabei. Und selbst Firmen können das FabLab tageweise mieten. Schliesslich sorgen die helle, freundliche Atmosphäre, praktische Holz-Arbeitstische, ein perfekt sortiertes Werkzeugangebot, eine gemütliche Sitzecke auf der Galerie, eine ordentliche Kaffeemaschine und das Hirn von Roman Jurt dafür, dass allen Bastlern und Grüblern am Ende die perfekte Lösung für ihr Problem einfällt. So hat Ramun Berger zwar bis heute kein Mini-auto ausgedruckt. Aber dafür etwas viel Praktischeres: einen Objektivdeckel-Halter für Fotografen. Manchmal ist eben auch eine perfekte Alternative eine perfekte Lösung.

Valeria Heintges

Brückenschläge zum Erfolg

Das FabLab Luzern, zurzeit das einzige in der Schweiz, ist ein Projekt des interdisziplinären Schwerpunkts Creative Living Lab der Hochschule Luzern und wird durch das Programm «BREF – Brückenschläge mit Erfolg» unterstützt. Die Gebert Rüt Stiftung führt das auf fünf Jahre angelegte Programm, in dem jährlich 1,5 Mio. Franken zur Verfügung stehen, gemeinsam mit der Konferenz der Fachhochschulen (KFH) durch. Ziel ist es, beispielhafte und zukunftsweisende Projekte zu fördern.

Weitere Informationen zum FabLab Luzern: www.luzern.fablab.ch



Neugier und Teamwork als Antrieb.

Informieren Sie sich über unsere Bachelor-/Master-Studiengänge.

Lucerne University of Applied Sciences and Arts
HOCHSCHULE LUZERN

Mit einem Studium zum Traumjob

Die Bachelor- und Master-Studiengänge der Hochschule Luzern
www.hslu.ch/bachelor
www.hslu.ch/master

FH Zentralschweiz

Hier war der Flyer zu unseren Bachelor-/Master-Studiengängen.

Sie können ihn nachbestellen unter:

www.publikationen.hslu.ch

Lernen, das Leben im Lot zu halten

Ob jemand leistungsfähig und ideenreich ist, ist kein Zufall. In einem interdisziplinären Modul lernen Studentinnen und Studenten, ihre Kompetenzen und Begabungen überlegt zu nutzen. Damit die Lust am Lernen bleibt.

Mag sein, dass sich die ersten Studentinnen und Studenten allein wegen des Titels für Michael Doerks interdisziplinäres Modul eingeschrieben haben. Verspricht «relax – concentrate – create» doch eine kleine Atempause zwischen «operativem Controlling» und «Finanzmarkttheorie» oder «Gebäudetechnologie» und «Baurecht».

Nach fünf Jahren hat sich allerdings herumgesprochen, dass die drei Credits nicht so leicht zu verdienen sind, wie der eine oder andere anfangs vielleicht dachte. Und doch erhält Michael Doerk jedes Mal so viele Anmeldungen, dass er sein Modul in jedem Semester mehrfach abhalten könnte. Was er den jungen Männern und Frauen vermittelt, findet sich sonst auf keinem Lehrplan: Ressourcenmanagement, nachhaltigere Bewirtschaftung des Wissens und Lebenskompetenz.

«Schlüssel dazu sind die drei Dimensionen Regeneration, Konzentration und schöpferische Kraft», erläutert Michael Doerk. Alle drei stünden in gegenseitiger Abhängigkeit zueinander. «Ohne Phasen der Erholung oder der fokussierten geistigen Anstrengung können keine neuen Ideen entstehen.» Für jede der Dimensionen vermittelt der ausgebildete

Psychologe und Risk Manager den Studierenden spezielle Techniken oder Modelle, die sie in ihrem Alltag unmittelbar auf ihre Wirksamkeit testen können.

Die Bandbreite der einzelnen Themen ist gross. So umfasst die Dimension «relax» nicht nur Informationen über die Aufgaben des vegetativen Nervensystems,

Mit ISA den Horizont erweitern

Das interdisziplinäre Studienangebot (ISA) bietet Studierenden am Hochschulplatz Luzern die Möglichkeit, sich Wissen anzueignen, das über ihr Fachgebiet hinausgeht. Es fördert den Austausch und das Zusammenarbeiten der Disziplinen. ISA-Module, die Kreativität nicht dem Zufall überlassen wollen:

- Systemisch innovieren: Patricia Wolf, Mariana Christen Jakob
- Open Innovation: Urs Gaudenz
- Design Thinking for Social Innovation: M. Christen Jakob, Roman Aebersold, Andrew Polaine
- Relax – concentrate – create: Michael Doerk

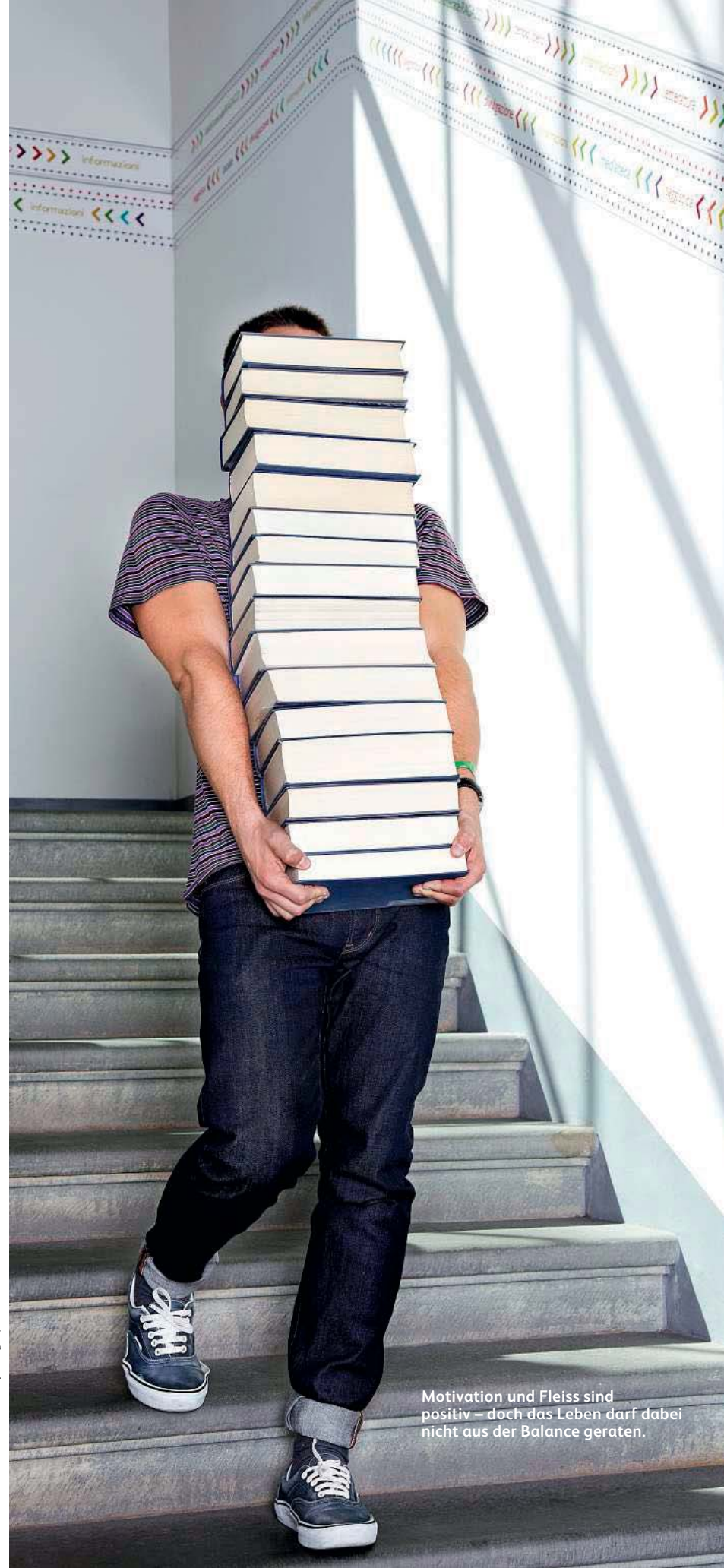
Informationen: www.isa.hslu.ch

tems, sondern auch die praktische Umsetzung von diversen Entspannungstechniken. Neben festgelegten Inhalten gibt es jeweils variable, die sich an den Interessen und Bedürfnissen der Studierenden orientieren. Michael Doerk: «Einmal erstellten wir auf Anregung eines Studenten eine Landkarte, an welchen Orten auf dem Campus man sich zurückziehen und kurzzeitig entspannen kann.» Ein anderes Mal stiess innerhalb der Dimension «concentrate» die Einrichtung einer optimalen Lernumgebung auf verstärktes Interesse. Was die Studierenden ebenfalls bewegte: Wie viel Schlaf braucht man, und was findet physiologisch in der Nacht statt? Welche Auswirkungen haben stundenlanges Surfen oder ein paar Bier auf die «Schlafarchitektur»? Und kann Ernährung wirklich die Konzentrationsfähigkeit beeinflussen?

Persönliche Ziele setzen

Anhaltspunkte dafür, was seine Teilnehmenden beschäftigt und über welche Fallstricke sie beim Umsetzen ihrer selbstgewählten Ziele stolpern, geben Michael Doerk die wöchentlichen Journale, welche die Studierenden führen. «Eine aufwändige, aber lohnende Sache», erinnert sich der 25-jährige Daniel Hauri, der heute in einem Zürcher Architekturbüro arbeitet. «Ich musste mir zum ersten Mal täglich oder zumindest wöchentlich persönliche Ziele setzen. Etwa in Stressphasen zu joggen statt zu rauchen. Sich dann selbstkritisch Rechenschaft abzulegen, was wie gut funktioniert hat oder eben nicht, war nicht ganz einfach – aber auch sehr lehrreich.»

Die Teilnehmenden kommen aus allen fünf Departementen der Hochschule Luzern und auch von der Universität oder der PHZ. «Jene aus den technischen und wirtschaftsorientierten Studiengängen schätzen die Inhalte besonders», bemerkt Michael Doerk. «Anders als in sozialen oder künstlerischen Fachgebieten, wo Selbstreflexion integraler Bestandteil der Studienarbeiten ist, steht bei ihnen sonst rein fachliches Wissen im Vordergrund.»



Motivation und Fleiss sind positiv – doch das Leben darf dabei nicht aus der Balance geraten.

Für den 33-jährigen Simon Eggerschwiler, der ein betriebswirtschaftliches Studium abschloss, kam das Modul zur richtigen Zeit. Als Vater von drei Kindern war er besonders gefordert. Er sei oft hin- und hergerissen gewesen, ob er nun lernen oder Zeit mit der Familie verbringen sollte. «Es half mir sehr, zu verstehen, dass das Dreieck aus Studium, Freizeit und Partnerschaft bzw. Familie immer beides sein kann – ein Belastungs- oder ein Ressourcendreieck.» In dem Moment, als er erkannte, dass das Spielen mit den Kindern den Kopf frei macht und Auszeiten die Voraussetzung dafür sind, später wieder mit Motivation und Energie ans Lernen zu gehen, konnte er die Bücher ohne schlechtes Gewissen auch mal für ein paar Stunden auf die Seite legen.

Doch was ist den beiden Ehemaligen, die nun im Berufsleben stehen, von einem Semester «Ressourcenmanagement» geblieben?

«Manchmal gibt es Situationen, in denen ich mich dabei ertappe, dass mein

«Ohne Phasen der Erholung oder der fokussierten geistigen Anstrengung können keine neuen Ideen entstehen.»

Michael Doerk

tatsächliches Verhalten dem theoretischen Wissen etwas hinterherhinkt», lacht Daniel Hauri. «Aber ich bin überzeugt, dass ich mich als Persönlichkeit weiterentwickelt habe.» Simon Eggerschwiler hat gelernt, sich bewusst Zeit zu nehmen für sein Umfeld und mehr auf seine innere Stimme zu hören. «Zwischendurch lese ich ein Buch, das thematisch in die Richtung des Moduls geht, um nicht vom Kurs abzukommen.»

Die Erfolgsformel «relax – concentrate – create» müssen schon die alten Chinesen gekannt haben – sie formulierten das Sprichwort: «Das Gleichgewicht halten ist die erfolgreichste Bewegung des Lebens.» **Sigrid Cariola**

Gute Ideen fallen nicht vom Himmel

Innovationen sind der Motor der Schweizer Wirtschaft. Wie aber lässt sich ein gutes Klima für kreative Prozesse schaffen? Die Hochschule Luzern forscht intensiv in diesem Bereich. Klar ist: Es braucht Netzwerke, Platz für Querdenker und das Engagement der Führung.



— Gewisse Unternehmen zelebrieren ihren Status als Innovationsführer, als hätten sie das Wort Kreativität erfunden. Wie der Suchmaschinen-Gigant Google, der die Mitarbeitenden in einem extravaganen Arbeitsumfeld mit Happening-Charakter verwöhnt und so seinen Ruf als beliebtester Arbeitgeber untermauert. In der Europazentrale Zürich sausen die hellen Google-Köpfe sogar auf einer Rutschbahn ins Personalrestaurant. Oder wie der mächtige Technologiekonzern Apple, der die Lancierung seiner Kultgeräte durch Geheimniskrämerei begleitet und den Verkauf mit ausgeklügelter Selbstinszenierung anheizt.

Innovationen sind aber nicht für milliardenschwere Unternehmen mit Welt Ruf reserviert. «Eine Innovation ist schlicht das Schöpfen von Neuem – das kann radikal sein oder auch sehr alltäglich», sagt Patricia Wolf, Projektleiterin des Interdisziplinären Schwerpunkts Creative Living Lab (CreaLab) an der Hochschule Luzern. Das Apple-Tablet iPad betrachtet sie übrigens nicht als etwas radikal Neues. «Ein anderes Betriebssystem und eine verbesserte Usability ändern nichts daran, dass es Computer vorher schon gab», meint sie lakonisch.

Innovationen eine Chance geben

Ein zentraler Erfolgsfaktor sind Innovationen gerade auch für KMU. Die Schweiz hat in dieser Hinsicht eine Spitzenposition zu verteidigen. In einer Zeit, in der die Exportwirtschaft unter dem starken Franken ächzt, wird die Innovationskraft für viele Firmen zum wichtigsten Trumpf im Überlebenskampf. Das Institut für Betriebs- und Regionalökonomie (IBR)



Patricia Wolf, Leiterin des Interdisziplinären Schwerpunkts CreaLab der Hochschule Luzern.

der Hochschule Luzern – Wirtschaft hat sich intensiv mit den Innovationsstrategien von KMU beschäftigt und eine Typologie von Innovationstypen entwickelt (siehe Box Seite 19). Die Spanne geht vom Innovationskulturführer, der mit Leidenschaft neue Ideen verfolgt, bis zum Innovationsnovizen, der diesem Thema mit wenig Interesse begegnet.

Bei dieser Kategorisierung handelt es sich nicht um eine Rangliste. Innovationsnovizen,

im Grunde ja «Verweigerer», können durchaus erfolgreich wirtschaften. Zumindest für eine gewisse Dauer. Auf der anderen Seite drohen innovative Unternehmen zu scheitern, wenn ihre Aktivitäten nicht den Marktbedürfnissen entsprechen oder sie ineffizient organisiert sind. Innovation darf kein Selbstzweck sein, sondern muss Wettbewerbsvorteile erzeugen. «Es braucht eine Innovations-Balance», sagt Wolf. «Ein Zuviel an Innovation kann ein Unternehmen destabilisieren.» Wer etwas Neues schafft, halst sich gleichzeitig Veränderungen auf. Die Firma braucht dann vielleicht neue Maschinen oder muss den Vertrieb anpassen. Wer

das nicht in den Griff bekommt, sägt mit einer Erfindung an dem Ast, auf dem er sitzt. «Auf lange Sicht allerdings wird kein Unternehmen ohne Innovation überleben», ist Wolf überzeugt. Auch nicht der Coiffeursalons oder die Bäckerei von nebenan.

Was aber braucht es, damit Unternehmen zu Innovationen kommen? Innovationen lassen sich nicht direkt erzeugen. Es kann lediglich ein Umfeld geschaffen werden, in dem Innovationen eine echte Chance haben.

«Traditionell sind Unternehmensstrukturen nicht dafür geschaffen, Innovationen zu begünstigen», gibt Wolf zu bedenken. Innovationen binden Ressourcen und erfordern ein Engagement, das manchmal etwas bringt und manchmal nicht. Die Untersuchungen der Hochschule Luzern zeigen, dass sich in der Tendenz eher grössere und eher Produktions- als Dienstleistungsunternehmen einen solchen «Luxus» leisten.

Das Bild des genialen Einzelgängers, der mit fulminanten Erfindungen wie aus dem Nichts die Menschheit beglückt, passt kaum noch in die komplexe, glo-

balisierte Welt der Gegenwart. Heute bilden Netzwerke und Organisationen mit kreativem Klima den Nährboden, auf dem Innovationen wachsen.

Innovativ kann eine Gruppe allerdings nur sein, wenn sich unterschiedliches Wissen verbindet – und wenn unterschiedliche Charaktere aufeinandertreffen, wie der deutsche Psychologe und Berater Peter Krause postuliert. Er fordert die Unternehmen auf, Spannungen zu fördern und Störungen zuzulassen, also Querdenken Platz einzuräumen. «Harmonische Systeme sind dumme Systeme», lautet sein provokantes Credo. «Systeme mit internen Spannungsverhältnissen erzeugen instabile Phasen, und instabile Phasen erzeugen die Möglichkeit des Übergangs zu neuen Mustern – das nennen wir Kreativität», sagt Krause. Für Patricia Wolf ist diese Erklärung plausibel, sie warnt jedoch vor totaler Instabilität: «Die Kunst besteht darin, herauszufinden, wie viel Störung das System verträgt und wann es für die Organisation gefährlich wird.»

Vielseitigkeit ist eine gute Basis
Hilfreich ist es, wenn die Schlüsselfiguren in einem Innovationsprozess selber mehr als nur Spezialisten in einem Fachgebiet sind, also über die Grenzen der eigenen Disziplin hinausschauen. Vielseitigkeit ist eine gute Basis für Kreativität. Die Wirtschaftsdozentin Patricia Wolf, die zugleich ein Zweitstudium in Soziologie, Philosophie und Literatur absolviert, lebt das selber vor.

Für viele Unternehmen sind Innovationen eminent wichtig – und trotzdem machen sie sich kaum darüber Gedanken. Häufig mangelt es am Bewusstsein, dass gute Bedingungen für Innovation zu besseren Ergebnissen führen. Ein KMU, das mit der Hochschule Luzern in diesem Bereich zusammenarbeitet und sich auch beraten lässt, ist die Hochdorf Nutrifood AG. Für den Geschäftsführer Vincent Lebet waren die gewonnenen Erkenntnisse nicht völlig überraschend, aber doch erhellend. «Wir hatten die

«Jeder, der etwas beitragen möchte, ist willkommen»

Offener als ein Forschungszentrum, facettenreicher als ein Workshop: Jens O. Meissner, Professor für Organisation und Innovation an der Hochschule Luzern, erläutert, was in der heutigen Wissensgesellschaft unter einem modernen Lab zu verstehen ist.

Labs schiessen überall wie Pilze aus dem Boden. Was verbirgt sich hinter diesem Begriff?

Früher verstand man unter einem Lab ein klassisches Forschungslaboratorium, in dem Unternehmen Entwicklungsarbeit für Kunden leisteten. Heute ist das Szenario viel offener: Es werden die Bedürfnisse der ganzen Gesellschaft aufgenommen, alle Interessierten können sich an der Entwicklung von Lösungen beteiligen. Zudem werden die neusten Technologien in die Arbeit einbezogen.

Teilnehmer arbeiten in Labs also auch zusammen, ohne sich real zu begegnen?

Das kann, muss aber nicht sein. Schauen wir uns das FabLab an der Hochschule Luzern an: Häufig bleiben die Teilnehmer in Horw unter sich und treiben ein Projekt so voran. Es besteht aber jeder-

zeit die Möglichkeit, die internationale Vernetzung zu aktivieren und Kontakt zu den über 60 FabLabs der weltweiten Community aufzunehmen.

Kann ein Lab auch ausschliesslich virtuell sein?

Als Ausnahme schon. Die Web-2.0-Bewegung setzte zum Beispiel stark auf den rein virtuellen Kontakt. Die Idee des Living Lab, also des lebenden Laboratoriums, sieht den Basis-Anker aber in der Region – unter Einbezug des internationalen Austauschs.

Ist das Lab nicht einfach ein neues Label für etwas Altbekanntes – nämlich den Workshop?

Ein Lab ist mehr als das. Ein Workshop findet traditionell hinter verschlossenen Türen statt und ist in der Regel auf ein klar definiertes Ziel ausgerichtet. Ein Lab folgt dem Ansatz der offenen Innovation: Jeder, der etwas beitragen möchte, ist willkommen. Zudem können die Ziele der Lab-Projekte sehr vielfältig sein und sich im Verlauf des Prozesses stark verändern.

Welche Rolle spielt Kreativität in einem Lab?

Kreativität bekommt im Lab ein neues Gewicht, weil sie neu den gesamten Innovationsprozess begleitet. Der Prozess ist agil, und die Kreativität wird nicht mehr unterbunden, sobald die Ideenfindung abgeschlossen ist.

Ein interdisziplinärer Schwerpunkt der Hochschule Luzern heisst CreaLab. Was meint dieser Begriff?

CreaLab steht für Creative Living Lab. «Creative» bezeichnet die inhaltliche Ausrichtung auf Kontexte, die kreatives Den-

ken und Arbeiten in interdisziplinären Teams unterstützen – im Sinne der beiden lateinischen Wortwurzeln «creare», also «etwas neu schöpfen, erfinden, erzeugen, herstellen», und «crescere», also «geschehen und wachsen lassen». CreaLab will beides: Neues schöpfen und die Bedingungen und das Umfeld dafür schaffen. Living Lab bedeutet, dass das Neue gemeinsam mit den Anspruchsgruppen in ihren täglichen Handlungsfeldern in Lehre, Weiterbildung und Forschung entwickelt wird. Es soll nichts «Aufgesetztes» entstehen, sondern etwas, was die Beteiligten wirklich brauchen und wollen, um Veränderungen zu erreichen. Einbezug der Anspruchsgruppen bedeutet zudem: Studierende können auch im Forschungsprozess mitwirken, Forscher werden ihrerseits viel stärker in der Lehre und Weiterbildung eingebunden. Daraus entsteht eine neue Dynamik.

Wie wichtig ist dabei das interdisziplinäre Denken?

Es ist essenziell. Schon beim Begriff wie Kreativität sehen wir, dass ein Designer darunter etwas ganz anderes versteht als ein Betriebsökonom oder jemand aus dem Feld der Sozialen Arbeit. Die Spannung, die das Zusammentreffen der Disziplinen erzeugt, ist für den kreativen Prozess entscheidend. Der Hochschule Luzern mit ihren extrem unterschiedlichen Kompetenzen unter einem Dach bieten sich hier grosse Chancen. Die interdisziplinären Projekte öffnen uns die Augen dafür, wie sehr jeder von uns noch in der eigenen Perspektive gefangen ist. **Interview: Peter Christoph**



Zur Person

Jens O. Meissner ist Co-Leiter des Master-Studiengangs in Risk Management an der Hochschule Luzern – Wirtschaft sowie Professor für Organisation und Innovation. Er ist Verwaltungsrat des Instituts für Wirtschaftsstudien Basel.

Fotos: Martin Vogel, ZYG



Schindler Award 2012

Think Mobility. Rethink Architecture.



Schindler

Tendenz, alles gleichzeitig zu machen», erläutert Lebet mit Bezug auf die einzelnen Schritte des Innovationsprozesses wie Ideenfindung, Auswahl, Bewertung und Weiterentwicklung. «Nun arbeiten wir viel systematischer. Nach der Typologie der Hochschule Luzern stuft er sein Unternehmen irgendwo zwischen Novize und Innovationsführer ein: «Das Ziel ist, dass wir uns noch mehr Richtung Innovationsführer bewegen. Das ist zwingend für ein spezialisiertes Schweizer Unternehmen.» Eine Herausforderung für seine Firma sind dabei nicht nur die knappen Ressourcen. Die auf Ernährung spezialisierte Firma ist als Zulieferer tätig – nirgends stehen Produkte der eigenen Marke in den Regalen. Marken stellen aber eine wichtige Identifikation dar. «Wir müssen andere Wege finden, die Mitarbeitenden für Innovationen zu begeistern», sagt Lebet.

Freiräume als zentraler Faktor

Die Hochschule Luzern beschäftigt sich intensiv damit, wie gute Bedingungen für Innovation aussehen. Eine wichtige Rolle spielen dabei Freiräume. Bei Google dürfen die Mitarbeitenden 20 Prozent der Arbeitszeit nutzen, um eigene Ideen zu verfolgen. Auch andere Firmen schaffen solche Fenster für Innovation. Gemäss Studien haben Unternehmen, die 5 bis 10 Prozent der Arbeitszeit für solche Zwecke zur Verfügung stellen, eine klar verbesserte Innovationseffizienz.

Eine zentrale Bedeutung haben aber auch die nicht organisierten Freiräume. Das geht nicht ohne eine offene Unternehmenskultur. «Innovation hat eine ausgeprägt soziale Dimension», sagt Stephanie Kaudela-Baum, Leiterin des

«Innovation ist
Chefsache.
In Familienunternehmen
ist das meistens selbstverständlich,
und deshalb gibt es dort
viel Rückenwind
für gute Ideen.»
Stephanie Kaudela-Baum

Competence Centers General Management am IBR und Wirtschaftswissenschaftlerin. Kaudela-Baum leitet das verhaltenswissenschaftlich orientierte KTI-Projekt Innovation Leadership, das eine Analyse und Typisierung von Freiraum-Praktiken zum Ziel hat und bis Ende 2013 ein Instrumentarium zur Innovationsführung ausarbeiten will. «Alle reden von Innovationsmanagement, niemand von Innovationsführung», kritisiert sie. «Das Verhalten der Chefs wirkt sich aber stark darauf aus, wie innoviert wird.»

In grösseren Unternehmen beschäftigt sich die Führung häufig zu wenig mit Innovation und schiebt die Verantwortung gerne auf die mittlere Managementebene ab. Wer aber nicht zum obersten Management gehört, scheut oft die erheblichen Innovationsrisiken. Das Desinteresse der auf den nächsten Quartalsabschluss fixierten Führung wird in Kombination mit einer strengen Hierarchie so zu einem Innovationskiller, der die Zukunftsfähigkeit der Firma beeinträchtigen kann.

Die KMU haben hier bessere Voraussetzungen, weil sie flexibel organisiert sind und die Führung sich für das Thema Innovation verantwortlich fühlt. «Innovation ist Chefsache», sagt Kaudela-Baum. «In Familienunternehmen ist das meistens selbstverständlich, und deshalb gibt es dort viel Rückenwind für gute Ideen – anders als bei Grossfirmen mit ihrem harten Controlling.» Für ein gutes Innovationsklima braucht es eben nicht zwingend eine extravagante Arbeitsatmosphäre mit Rutschbahn und Wohlfühlzonen. Manchmal reicht ein Chef mit einer offenen Türe, der zuhört und Unterstützung bietet. **Peter Christoph**

Vier Innovationstypen bei KMU

Über die Innovationsstrategien von KMU war bisher wenig bekannt. Die Hochschule Luzern – Wirtschaft hat im Rahmen einer Studie Typologien von Innovationsstrategien entwickelt.

1. Innovationskulturführer

Die Firma will ihr Marktumfeld aktiv mitgestalten. Innovation ist ein zentrales Thema. Die Mitarbeitenden verfolgen mit Leidenschaft radikal neue Ideen. Das Management weiss, dass Innovation Freiraum braucht, und sieht die Mitarbeitenden als wichtigste Innovationsressource.

2. Suchender Innovator

Die Firma sucht die Zusammenarbeit mit externen Partnern und vertraut auf ihr Netzwerk, um Produkte kontinuierlich zu verbessern. Das interne Ideenpotenzial wird weniger genutzt. Hauptinnovationsquelle ist in diesem Fall das Topmanagement.

3. Selbstinnovator

Die Firma ist überzeugt, dass intern das beste Wissen für Innovationen existiert und externe Anstösse kaum nötig sind. Der Innovationsprozess wird als finanziell belastend erlebt und muss deshalb einen direkten Nutzen bringen; die Kontrolle liegt meist beim Chef.

4. Innovationsnovize

Die Firma ist mit ihrem Standardassortiment in bekannten Märkten erfolgreich. Es besteht deshalb kaum ein Interesse an Innovation. Als Innovationserfolg gelten Beiträge zur Stabilität und zum Erhalt des Geschäfts.



In den Animationswerkstätten der Hochschule Luzern – Design & Kunst entstehen auch Filme für Kooperationen – wie mit Cartoon Network.

Bühne frei für kreative Köpfe

Innerhalb ihrer Ausbildung kommen Studentinnen und Studenten der Hochschule Luzern immer wieder in Kontakt mit Firmen und Institutionen. Während Studierende der künstlerischen

Studiengänge vor allem durch öffentliche Auftritte und Ausstellungen auf Tuchfühlung mit Publikum und Kulturwirtschaft gehen, realisieren ihre Kommilitonen der übrigen Fachbereiche

Projekte für Dienstleister, Industrieunternehmen und Verwaltungen. In den Departementen Wirtschaft und Technik & Architektur entstehen sogar über 80 Prozent der Abschlussarbeiten in Zusammenarbeit mit einem Wirtschaftspartner. Der Kontakt ist für beide Seiten gewinnbringend: Die Studierenden erhalten für ihre Ideen eine reale Bühne, und ihre externen Partner bekommen den einen oder anderen unkonventionelle Denkanstoss. Das zeigen auch die drei nachfolgenden Beispiele.

Fotos: Andri Stadler, Keystone, EQIMAGES / Bruno Arnold

Cartoon-Trailer: Ein Affe für München

Der Affe rast auf dem Skateboard den Berg hinunter und balanciert ungenau sein Cornet. Es kommt, wie es kommen muss: Das Cornet fliegt durch die Luft und fällt dem Affen... nein, nicht auf den Kopf, sondern auf das «A» des Schriftzugs «CARTOON NETWORK».

Der Sender in München erreicht täglich ca. drei Mio. Zuschauerinnen und Zuschauer. Wer dieser Tage zuschaut, kommt in den Genuss der Trickfilmsequenz «Ape & Ice» von Martine Ulmer und zehn weiteren Titelanimationen, die Studierende der Hochschule Luzern – Design & Kunst erarbeiteten. Vor gut einem Jahr startete das Projekt. Die Vorgaben des Senders waren klar: «Keine Gewalt, kein Sex und schwarz-Weiss» mussten die 5- bis 15-sekündigen Filme sein. «Wir arbeiten aber nicht im Auftrag», betont Animationsdozent Jochen Ehmann. Bei Studierendenprojekten sei es wichtig, sich nicht in ein einengendes Arbeitsverhältnis zu begeben. «Cartoon Network lebt mit der Situation, dass wir im schlimmsten Fall nichts liefern können», sagt er. Dennoch nahm sich der Sender viel Zeit für die Studierenden, das hat Martine Ulmer erlebt. «In Skype-Sitzungen erhielten wir detailliertes Feedback von den Fachleuten. Sie analysierten alles, die Idee, die Charaktere und das Sounddesign.» Es habe viel gebracht, bereits im 2. Studienjahr mit einem kommerziellen Partner in Kontakt zu stehen.

Während für sie und ihre Kommilitonen das Kooperationsprojekt inzwischen beendet ist, hat es für die jetzigen Drittmestler gerade erst begonnen. Das Thema ist Sport. Gerhard Wolf, Senior Creative Producer bei Cartoon Network: «Für uns ist es spannend, mit jungen Trickfilmern zusammenzuarbeiten und gemeinsam neue Ideen zu entwickeln. Gleichzeitig können die Studenten auf Cartoon Network ihre Kreativität im Umfeld eines TV-Senders erproben.»



Zuschaueranalyse für die National League: Wie lockt man die Frauen ins Stadion?

Für eine weibliche Fankultur: Sichere Tribünen und Ladies Nights

Die Welle beginnt in der Fankurve und setzt sich fort durch die ganze Bossard Arena in Zug. In allen helvetischen Stadien sind die Kämpfe um die Pucks zurzeit in vollem Gange. Die Zuschauerzahlen steigen sowohl bei den National League A- als auch bei den National League B-Spielen. In der letzten Saison lag der Durchschnitt in der höchsten Spielklasse bei rund 6'400 pro Spiel.

Ein Zuschauertyp wird jedoch von den Klubverantwortlichen zunehmend vermisst. «Wir haben wenig weibliche Zuschauer, ihr Anteil wird auf maximal 30 Prozent geschätzt», sagt Werner Augs-

burger, bis Ende August 2011 Direktor der Swiss National League. Gerne würde das Schweizer Eishockey mehr Frauen ins Stadion locken und hat das zu einem «strategischen Handlungsfeld» der nächsten Jahre erklärt. Dass weibliche Zuschauer eine beruhigende Wirkung auf die raue, männlich dominierte Fankultur haben könnten, wäre ein Vorteil. Doch Augsburger geht es auch um den Nachwuchs für die Frauen- und Männerteams. «Es sind vielfach immer noch die Mütter, die ihre Kinder zum Training fahren.»

Unterstützung bei seinem Vorhaben fand er bei Christine Herzer, Dozentin für Sporttourismus an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. «Dieses Themengebiet beinhaltet noch grosse Forschungslücken», sagt sie und machte es sogleich zu einer Bachelor-Arbeitsarbeit. Die Diplomandin Jeannette Badoer eruierte daraufhin mit Befragungen



Starker Arbeitgeber.

Bison zählt zu den führenden Schweizer IT-Unternehmen. Sie ist spezialisiert auf die Entwicklung und Einführung technologisch betriebswirtschaftlicher Business Software Lösungen für Handel, Industrie und Dienstleistung. Bison ist ein überregional bekannter und beliebter Arbeitgeber und eng mit den Schweizer Hochschulen vernetzt.

Die Mitarbeitenden sind ein wichtiger Bestandteil des Unternehmenserfolgs. Bison schafft deshalb einen Rahmen, in dem Sie sich erfolgreich entfalten können. Dazu gehören eine attraktive Arbeitsumgebung und ein konsequenter Know-how-Aufbau in Technologie, Produkten und Branchenkenntnissen.

Der konsequente Auf- und Ausbau der Unternehmensgruppe verlangt nach kompetenten, initiativen und kreativen Persönlichkeiten. Bison macht für Sie die Zukunft greifbar. Interessiert? Nehmen Sie mit uns Kontakt auf.

Bison. Leading Business IT Solutions.

Bison Schweiz AG, HRM, Surentalstrasse 10, 6210 Sursee, hrm@bison-group.com, www.bison-group.com



Wo Sie uns am wenigsten erwarten!

Sandvik Coromant ist der weltweit führende Hersteller von Zerspanungswerkzeugen und Werkzeugsystemen für die Metallbearbeitung. Wir produzieren Hochtechnologieprodukte für verschiedenste Anwendungsbereiche und sind einzigartig in der Bereitstellung von Gesamtlösungspaketen für Kunden durch unser Netzwerk von Ingenieuren im berühmten gelben Kittel. Sandvik Coromant investiert jährlich mindestens doppelt so viel in Forschung und Entwicklung wie in der Metallbearbeitungsbranche durchschnittlich üblich ist. Mit seinem Hauptsitz in Schweden und Vertretungen in über 130 Ländern bietet Sandvik vielfältige Karrieremöglichkeiten auf der ganzen Welt. Im Mittelpunkt unserer Geschäftsprinzipien stehen unsere zentralen Werte: Open Mind, Fair Play, Team Spirit. Wollen Sie mehr über uns erfahren? Dann besuchen Sie uns auf www.sandvik.coromant.com/ch

gestalten Sie Ihre Zukunft mit uns!

SANDVIK
Coromant
Your success in focus

www.sandvik.coromant.com/ch

in vier Schweizer Stadien die Gründe für die Abwesenheit der Frauen und erarbeitete Handlungsempfehlungen für die National League. Sie fand heraus, dass in den Stadien vor allem die über 25-Jährigen durch Abwesenheit glänzen. Die meisten Besucherinnen seien zwischen 15 und 25 Jahre alt. «Grossen Wert legen die Frauen vor allem auf Sicherheit – auf den Tribünen und im Umfeld des Sta-

dions. Sie haben aber keine Mühe mit der Härte der Sportart selbst», erklärt Jeanette Badoer.

Zu den Empfehlungen, die sie der National League gab, gehört einerseits die Einführung frauenspezifischer Events wie zum Beispiel eine Ladies Night, bei der Frauen die Stars der Szene treffen können. Andererseits befürwortet sie das Einrichten alkoholfreier Zonen wie in

Kanada. «Denn Alkoholkonsum und Gewaltbereitschaft sind eng miteinander verknüpft.» Die National League prüft die Empfehlungen. Der Vorschlag für alkoholfreie Zonen hat Augsburger zudem auf eine weitere Idee gebracht. «Ein solches Umfeld würde natürlich auch Familien ansprechen», sagt er. Das Erforschen der Zuschauerstrukturen im Eishockey geht weiter.

Exponat für das Verkehrshaus: Das Fahrgefühl der Zukunft vermitteln

Konzentriert lenken die Besucher des Verkehrshauses die Kugel mit dem Joystick durch die virtuellen Kurven. Einer von ihnen hat es sogar auf den dritten Level geschafft. Doch jetzt gerät die Kugel auf die Gegenfahrbahn und kollidiert mit dem entgegenkommenden Wagen. Aus. Der Gegenspieler, ein Computer, hat es also doch wieder geschafft und fordert den nächsten Besucher heraus.

«Das Kugelspiel «Schlag den Bordcomputer» offenbart die Schwächen der menschlichen Feinmotorik», sagt Thierry Prud'homme, Elektrotechnik-Dozent an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur. Er betreute die drei Diplomierten Matthias Ebner, Silvan Heggli und Simon Gisler während ihrer Abschlussarbeit. Bis das Exponat für das Verkehrshaus der Schweiz, Luzern, fertig war, waren jedoch mehrere Dozierende und Studierende im Einsatz. Der «Kunde» musste sich also in Geduld üben.

Das allerdings hat er gerne getan. This Oberhänsli, Projektleiter im Verkehrshaus, lächelt. «Es war uns bewusst, dass die Arbeit an einem innovativen Spiel-Prototypen mehrere Jahre dauern kann, und wir sind den Studenten und ihren Betreuern dankbar, dass sie so viel Ausdauer bewiesen haben», sagt er. Entwickelt werden für die Mobilitätshalle



Autofahren im Wettstreit mit dem Computer: Absolvent Matthias Ebner erklärt einer Besucherin das von ihm mit entwickelte Spiel.

sollte ein Exponat, das die Vorteile eines automatisierten Autos zeigt, denn viele Lenker trauen der neuesten technischen Entwicklung noch nicht.

Tatsache ist aber, dass die überwiegende Zahl der Unfälle auf menschliches Versagen zurückzuführen ist. In den 1950er-Jahren waren es vor allem technische Gründe. Das Ausstellungsstück, das sich am Ende einer Zeitachse befindet, die

die Entwicklung des Autos seit dem 18. Jahrhundert zeigt, spiegelt somit die Zukunft. Gisler, Heggli und Ebner zumindest hätten keine Angst, das Steuer ganz aus der Hand zu geben: «Der Computer ist fast nicht zu schlagen», sagen sie. Und wie stellen sie sich das Auto der Zukunft vor? «Der Mensch wird es nicht mehr lenken müssen. Und es wird fliegen.»

Texte: Sarah Nigg

Foto: Martin Vogel



Die Faszination an der Aufnahmetechnik packte Thomas Gabriel während des Studiums.



Sein Tonstudio steht heute an 100 Tagen pro Jahr den Studierenden der Hochschule Luzern offen.



Voll konzentriert: Luzia von Wyl, Victor Plummetaz und Ola Sendecki.

Testlauf im Tonstudio

An den Berghängen oberhalb von Sarnen findet sich nicht nur ländliche Idylle, sondern auch das grösste Tonstudio der Schweiz. Dort bereiten sich Studierende der Hochschule Luzern auf ihre künstlerische Laufbahn vor.

Der Weg zum Tonstudio Gabriel Recording ist ein Abenteuer für sich. Mitten im Weiler Stalden hält ein bärtiger Bauer den Postauto-Chauffeur auf. Er habe den Sarniggel jetzt endlich gefunden, berichtet er. Dabei handelt es sich offenbar um ein Heilkraut. «Ich brauche es für ein Schaf, das lahmt», erklärt der Chauffeur seinen kurzen Schwatz und fährt weiter in Richtung Endstation. Von dort – Stalden Schulhausplatz – geht es

rund 200 Meter zu Fuss weiter. Ein schmales Strässchen führt über eine Weide zu einem Industriegebäude direkt am Waldrand. Die Postadresse lautet sinigerweise «Wolfgarbe», denn es ist in der Tat ein Ort, wo man eher Fuchs und Has beim Gutenachtsagen erwartet als ein Tonstudio mit einem Aufnahmesaal von mehr als 240 Quadratmetern Fläche.

«Nicht klingeln, einfach reinkommen», hatte Tonmeister Thomas Gabriel

im Vorfeld erklärt. Die Glastür schnappt leise zu, und das Bimmeln der Kuhglocken verschwindet. Aus zwei grossen Lautsprechertürmen erklingen leicht knarrend und heiser eine Violine und ein Cello. Diese Tonqualität ist gewollt – es handelt sich um eine Komposition von Luzia von Wyl, einer Absolventin der Hochschule Luzern. Die Pianistin hat vor wenigen Wochen ihr Master-Studium in Musikpädagogik beendet und darf nun während eines Tages ihre Komposition «Trio» für eine CD-Produktion einspielen. Begleitet wird sie dabei von der Violinistin Ola Sendecki und dem Cellisten Victor Plummetaz; beide studieren ebenfalls an der Hochschule Luzern.

Früher Student – heute Partner

Thomas Gabriel unterbricht die Aufnahme: «Was meinst du mit dieser Linie? Hier soll doch alles wie von einem einzigen Instrument wirken, oder? So klingt es aber noch nicht ganz.» Luzia von Wyl nickt und meint: «Okay, dann nochmals von vorn.» Und nun hört auch der Studiogast die Feinheiten: Die Violine star-

tet mit einem hohen Ton, doch nach nur vier Noten übernimmt das Cello die Melodie, um sie sogleich wieder an die Geige zurückzugeben. Erst dann steigt das Klavier ein, die Melodie wird intensiver, wirkt bedrohlich. Das Ganze klingt nach eiligen Schritten und mündet schliess-

Internationale Bühne für «Trio»

Luzia von Wyl hat «Trio» im Auftrag der Chamber Soloists Lucerne komponiert. Das Stück wurde 2008 von Daniel Dodds, Jürg Eichenberger und Yvonne Lang (alles Dozierende an der Hochschule Luzern) uraufgeführt. 2010 brachte es von Wyl mit ihrem Ensemble selber auf die Bühne und integrierte es in ihr Master-Abschluss-Programm. Nun hat es die Komposition bis nach New York geschafft: Zurzeit wird sie vom Orchestra of Our Time, einem mit einem Grammy ausgezeichneten New Yorker Contemporary Ensemble, professionell aufgenommen.

Fotos: Jolanda Flubacher Derungs

lich nach einem kurzen wilden Durcheinander in einen heftigen Schluss.

Thomas Gabriel ist noch nicht ganz zufrieden. «Bei Takt 24 ist das Cello tendenziell etwas zu früh.» Auch er ist ausgebildeter Musiker. Er hat an der Hochschule Luzern – damals hiess es noch «Konsi» – Posaune, Klavier und Blasmusikdirektion studiert. Noch während des Studiums packte ihn die Faszination an der Aufnahmetechnik. Es begann ganz harmlos mit einem eigenen kleinen Mischpult, es folgte eine Weiterbildung zum Tonmeisterassistenten an der School of Audio Engineering in Zürich und endete schliesslich mit der Einrichtung des grössten Tonstudios der Schweiz. «Mein Schlafzimmer ist für all die Geräte irgendwann einfach zu klein geworden», resümiert Gabriel schmunzelnd.

Vor eineinhalb Jahren hat er mit der Hochschule Luzern einen Kooperationsvertrag abgeschlossen: Während rund 100 Tagen im Jahr steht das Studio den Studierenden der Hochschule Luzern zur Verfügung. «Wir haben keine eigenen Studios, aber wir legen Wert darauf, dass

unsere Studentinnen und Studenten auf die Praxis vorbereitet werden», erklärt Hämi Hämmerli, Leiter des Instituts Jazz und Volksmusik. So können die Studierenden in der Jazzkantine oder bei Kooperationen mit dem Luzerner Sinfonieorchester und dem Luzerner Theater Bühnenerfahrung erwerben, und durch die Praxistage in Gabriels Tonstudio gewinnen sie ebenfalls wichtige Erfahrungen für das spätere Berufsleben. Grundsätzlich erhalten alle Studierenden die Möglichkeit, das Studio zu benutzen. Für Performance-Studierende, also solche, die beispielsweise eine Solistenkarriere anstreben, gehört die Arbeit im Tonstudio zum Pflichtprogramm.

Ein weiterer Pluspunkt von Gabriel Recording ist die Vielseitigkeit des Studios. Es enthält sechs voneinander abtrennbare Aufnahmeräume und eignet sich sowohl für ganz kleine Formationen wie auch für 60-köpfige Streichorchester.

In der nächsten Sequenz wird das Stück von Luzia von Wyl leichter und verspielter. Verspielen tut sich allerdings

DAS ABO-GEFÜHL.

libe-identity.ch / Fotografie: Daniela Kienzler

Zum Beispiel mit unserem **CHARTER-ABO**. Für junge Menschen bis 25 sowie für Studierende/Auszubildende:
5 Vorstellungen nach freier Wahl für **CHF 50.-** (CHF 10.- pro Vorstellung)

LUZERNER THEATER...
www.luzernertheater.ch

Neue Website!

auch Victor Plummetaz. «Oouh! Ich hab vergessen weiterzuspielen, sorry!» Allgemeines Gelächter. Beim nächsten Versuch sind schliesslich alle zufrieden. Nur Ola Sendecki ist etwas unsicher: «Bim 27i hani glaub echli pressiert.» «Stimmt», bestätigt Gabriel, aber diese Sequenz hätten sie schon ein paar Mal im Kasten. «So, dass man's schneiden kann?» Gabriel dreht kurz an einem seiner 1000 Knöpfe, fixiert den Bildschirm mit den acht Tonspuren und bestätigt dann: «Ja!»

Die Aufnahme einer CD ist immer Stückwerk. Am Ende wird die achtminütige Komposition aus rund 100

«Mein Schlafzimmer ist für all die Geräte irgendwann einfach zu klein geworden.»

Thomas Gabriel, Tonmeister

einzelnen Schnittsequenzen zusammengesetzt sein. Ganz so einfach, wie es Victor Plummetaz darstellt, geht das Mischen allerdings nicht. Irgendwann fängt

er an rumzualbern: «Sodeli, jetzt spiel ich dir mal ein gaaaaanz langes Fis. Das kannst du dann überall reinschneiden, wo du es brauchst!» Das Einsetzen einzelner Töne würde jedoch selbst den besten Tonmeister überfordern, denn im Hintergrund der Mikrofone, die den einzelnen Instrumenten zugeordnet sind, hört man immer auch die anderen Instrumente. Das menschliche Ohr würde Schnitte mitten in einem Take als Bruch wahrnehmen.

Nach nur drei Stunden hat das Trio bereits mehr als die Hälfte des Stücks in guter Qualität eingespielt. Konzentriert hören sich die drei die besten Takes nochmals in aller Ruhe an und beschliessen dann, die letzte Sequenz noch einmal zu wiederholen. «Diesen Teil kriegen wir noch besser hin.»

Kurz vor der Mittagspause macht sich schliesslich auch das Landleben wieder in den heiligen Hallen des Aufnahmestudios bemerkbar. Luzia grinst: «Uff! Hier drin ist 'ne Fliege, die macht mich wahn-sinnig! Sie hockt überall hin und macht einen Megakrach.» Auf der CD wird sie nicht zu hören sein. **Mirella Wepf**



Neues Medium, neues Design

Elektronische Bücher sind auf dem Vormarsch. Typografen und Gestalter können jetzt lernen, das kreative Potenzial des neuen Mediums wirklich auszuschöpfen.

Im Gegensatz zu ihren Vorfahren bekommen sie keine Eselsohren, riechen und rascheln nicht: elektronische Bücher. Mussten sich Leserinnen und Leser von E-Books anfänglich mit rudimentär gestalteten Mengentexten zufriedengeben, die lediglich ein Vor- und Zurückblättern erlaubten, gleichen moderne Ausgaben einer portablen Website. Sie integrieren Videos und Animationen, Musik und 3-D-Grafiken. Kein Wunder, steigt das Interesse weiter an. 2010 vermeldete der US-Internetbuchhändler Amazon erstmals mehr Verkäufe von E-Books als von gedruckten Büchern.

Susanna Stammbach, gelernte Schriftsetzerin und von 2000 bis 2004 Mitglied in der Jury «Schönste Schweizer

Bücher», hängt am gedruckten Buch. Doch für die Hochschuldozentin ist klar: «Ob analog oder digital – beide Formen müssen für sich gedacht, gestaltet und angeboten werden.»

Andere Regeln für Buchgestaltung

In einer Weiterbildung, dem CAS Buchgestaltung, schlägt Susanna Stammbach als Kursleiterin eine Brücke zwischen klassischem Buch und E-Book. Eine zentrale Frage ist, welchen Beschränkungen beide Gattungen beim Design unterliegen: Beim E-Book liegen sie momentan vor allem im typografischen Bereich, wie der Schriftart und -grösse. Kommt hinzu, dass der Zeilenabstand noch von den verschiedenen Lesegeräten vorgegeben wird.

In Zukunft werden aber unterschiedliche Schriftformatierungen oder Lese-richtungen zur Verfügung stehen. Und niemand kann den Leserinnen und Lesern vorschreiben, ob sie ihren Kindle oder ihr iPad horizontal oder vertikal halten. «Die Gesetzmässigkeiten der analogen Buchgestaltung werden grundlegend in Frage gestellt», meint Susanna Stammbach. Designerinnen und Typografen müssen sich auf individuelle Lesevorlieben einstellen und den grafischen Baukasten, der ihnen zur Verfügung steht, souverän zu nutzen wissen.

Art Directorin Bettina Schreiner, die für den Kurs aus Braunschweig anreist, schätzt die Verbindung von gestalterischem mit technischem Know-how in der Weiterbildung: «Ich habe gelernt, wie man bei umfangreichen Projekten mit Programmierern zusammenarbeitet und wie man den Leser gekonnt durch ein elektronisches Buch navigiert.»

E-Book nach eigenem Gusto

Bisher entstehen die meisten E-Books im Bereich der Sachbücher und der wissenschaftlichen Publikationen. Beliebt sind aber auch Reise- oder Architekturführer. Susanna Stammbach sieht weiteres Potenzial bei Romanen oder Kunstbüchern. Sicher ist für die Expertin aber vor allem eines: So wie mittlerweile jeder dank entsprechender Computerprogramme eigene Visitenkarten erstellt, so werden sich auch die E-Books der Zukunft ganz nach dem eigenen Gusto gestalten lassen. Und weiter: «Die kommenden Generationen wachsen mit der neuen Technik auf – warum sollten sie die Lesegeräte nicht auch als sinnlich empfinden?» Beispielsweise können Lesehungerige den Buchtipp der Liebsten mit einer persönlichen Bildstrecke anreichern oder die Lieblingsstellen in einer besonders schönen Schrift formatieren.

An das Ende des gedruckten Buches glaubt Susanna Stammbach zwar nicht. Aber daran, dass E-Books das Verlagswesen noch viel mehr verändern werden als bisher. **Simone Busch**

Illustration: Holga Rosen

«Es ist eine Kunst, die richtigen Themen zu setzen»

Barbara Zürcher, Direktorin des Hauses für Kunst Uri, über grosse Ambitionen in der Provinz, falsche Vorurteile gegenüber zeitgenössischer Kunst, den Knochenjob der Geldbeschaffung und die blühende Kulturlandschaft Zentralschweiz.

Kultur ist häufig in einem urbanen Milieu zu Hause. Nun sind wir hier in Altdorf an der schweizerischen Peripherie. Warum ist das für Sie trotzdem der richtige Standort?

Wir sind hier vielleicht an der Peripherie, aber in einem kulturellen Umfeld. Altdorf ist ein Städtchen, das in diesem Bereich einiges leistet. Es gibt hier eine Reihe von guten Kleintheatern und eine respektable Musikszene. Das Haus für Kunst Uri bietet eine einmalige Chance, auch zeitgenössische Kunst zu vermitteln. Ich kann hier etwas bewegen und geniesse grosse Freiheiten.

Das Haus für Kunst Uri hat sich in den letzten Jahren mit ambitionierten Ausstellungen einen Namen gemacht. Was ist Ihr Erfolgsrezept?

Die Kunst der Kuratorin besteht darin, die richtigen Themen zu setzen. Das können solche sein, die etwas mit dem Standort zu tun haben, aber auch solche, die den regionalen Charakter sprengen. Wie etwa unsere Ausstellung diesen Sommer über Barockes in der zeitgenössischen Kunst: Die Lust am Figurativen und Körperlichen, vielleicht auch die Nähe zum Kitsch, macht den Barock für heutige

Künstler interessant. Das passt perfekt in unsere Region, die stark durch die katholische Kirchenmalerei geprägt ist. Ein anderes Beispiel ist, dass ich den Zürcher Multimedia-Künstler Max Grüter nach Altdorf bringe. So finden auch Kunstbegeisterte aus den Städten den Weg zu uns. Da ist es ein Vorteil, dass ich als Auswärtige mein Netzwerk mitbringe.

Sie stehen aber auch in der Pflicht, eine Plattform für das regionale Kunstschaffen zu bieten.

Diese Aufgabe nehmen wir sehr ernst. Die Urner Künstlerinnen und Künstler sollen stolz sein auf dieses Haus. Jedes Jahr organisieren wir für sie eine Weihnachtsausstellung, an der attraktive Preise zu gewinnen sind. Seit 2009 gibt es den Danioth Pavillon, der das Werk des Urner Künstlers Heinrich Danioth zugänglich macht. Auch bei anderen Ausstellungen berücksichtige ich wenn immer möglich Urner Künstler – die Qualität muss allerdings stimmen.

Ihr Museum hat sich der zeitgenössischen Kunst verschrieben. Ist das in der Provinz nicht besonders schwierig?

Das ist tatsächlich nicht einfach. Die Urner Bevölkerung hat traditionell eine Affinität zu Musik und Theater, bei den visuellen Künsten aber noch Nachholbedarf. Zudem spricht zeitgenössische Kunst eher ein intellektuelles Publikum an, weil sie als elitär gilt. Zu Unrecht, wie ich finde. Wir machen im Haus für Kunst Uri kein abgehobenes Programm und verwenden sehr viel Sorgfalt auf die Kunstvermittlung, welche die Auseinandersetzung mit den Werken begleiten und fördern soll.

Eine Herausforderung besteht darin, die Jugend für Kunst zu begeistern. Mit welchem Erfolg tun Sie das?

Mit recht grossem Erfolg. Kinder sind neugierig und lassen sich gerne auf Neues ein, sie haben keine Zensur im Kopf. Sicherlich gibt es eine Phase in der Pubertät, in der die Jungen stark abgelenkt sind. Doch das sind Phasen, die vorübergehen.

Wirklich? Die heutige Jugend zapft von einer Freizeitmöglichkeit zur nächsten. Hat es da noch Platz für eine vertiefte Auseinandersetzung?

Davon bin ich überzeugt. Natürlich gehen wir mit der Zeit. Wir versuchen, neue Medien zu integrieren, und nutzen auch Videos – wenn es Sinn macht sogar Videogames. Die Jungen können im Rahmen der Kunstvermittlung nicht nur ihre Wahrnehmung schärfen, sondern auch

Zur Person

Barbara Zürcher ist Zugerin, wuchs in Basel auf und lebt heute in Zürich. Sie hat Kunstgeschichte, Literatur und Geschichte studiert und ein Nachdiplomstudium in Kulturmanagement absolviert. Bei der Kulturzeitschrift «du» war sie als Redaktorin tätig, zudem hat sie mehrere Dokumentarfilme realisiert. Von 2003 bis 2007 war sie Direktorin der Bieler Fototage. Seit März 2007 ist sie Direktorin des Hauses für Kunst Uri in Altdorf.

LUCERNE FESTIVAL ZU OSTERN

24. März – 1. April 2012



KKL Lucerne, Konzertsaal; Bild: Juerg Egli

Glanzvoller kann das Festspieljahr kaum beginnen: in strahlendem C-Dur, mit Mozarts «Linzer» und Schumanns Zweiter Sinfonie – und mit Claudio Abbado, der «sein» wunderbares Orchestra Mozart erstmals in Luzern präsentiert. Mozart steht auch sonst im Mittelpunkt: Das britische King's Consort widmet sich dem Requiem, Maria João Pires interpretiert beim grossen Finale das tiefgründige d-Moll-Konzert.

Doch zuvor gibt es noch viel zu entdecken: Nikolaus Harnoncourt und der Concentus Musicus Wien setzen ihre beglückenden Händel-Aufführungen fort, András Schiff dirigiert Bachs h-Moll-Messe, und die Klangkörper des Bayerischen Rundfunks musizieren unter Leitung von Mariss Jansons und Bernard Haitink Sinfonien von Beethoven, Brahms und Bruckner sowie Janáčeks «Glagolitische Messe».

www.lucernefestival.ch

WIR SIND DER SCHLÜSSEL ZU IHRER ERFOLGREICHEN KARRIERE

Suchen Sie anspruchsvolle Aufgaben und interessante Kundenkontakte? Wollen Sie rasch Verantwortung übernehmen, Ihre Kompetenzen weiterentwickeln und gefördert werden? Dann starten Sie nach Ihrem Uni- oder Fachhochschulabschluss Ihre berufliche Karriere bei BDO.

Der Schlüssel zu Ihrer erfolgreichen Zukunft:
www.bdo.ch/de/karriere



Prüfung · Treuhand · Beratung



INTERVIEW

selber aktiv werden. Sie sollen unser Museum als lebendigen Ort erfahren. Die Vielfalt des Programms – von Bildern über Installationen bis zu Videos und Fotografie – liegt mir sehr am Herzen. Und der Charakter des Gebäudes unterstützt diese Ausrichtung.

Inwiefern?

Die Raumsituation hier ist ungewöhnlich. Unser Museum wirkt von aussen klein und lieblich, doch der Hauptraum überrascht die Besucher mit seiner Grosszügigkeit. Der Dachstock hingegen ist ideal für Projektionen, der Aussenraum eignet sich bestens für Installationen. Das Haus verlangt Flexibilität, erlaubt aber eine vielfältige Dramaturgie.

Als Direktorin müssen Sie ja nicht nur künstlerische Qualität sicherstellen, sondern auch die Finanzen managen.

Wie gelingt das?

Die kulturpolitische Situation in der Schweiz ist schwierig. Der Bund will sich mit Blockbuster-Ausstellungen und weltbekannten Künstlern profilieren. Im Gegenzug brechen Jahressubventionen für mittlere und kleinere Institutionen weg. Die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia unterstützt nur noch ausgewählte Projekte wie den Austausch zwischen den Landesteilen. Das hat jedoch direkte Auswirkungen auf das künstlerische Programm. Soll ich als Alibi Maler aus der Romandie zeigen – um Geld zu bekommen? Das widerstrebt mir.

Wie bringen Sie konkret das nötige Geld für Ihre Projekte auf?

Wir haben das Glück, dass wir von der Dätwyler Stiftung und weiteren Sponsoren regelmässig unterstützt werden, dazu auch vom Kanton und von der Gemeinde. Das Renommee unseres Hauses ist in den letzten Jahren gestiegen, was uns hilft. Trotzdem sind die Kämpfe um das Geld hart und werden immer härter. Es gibt in der Schweiz mit rund 1'000 Museen eine wahnsinnige Dichte an Kunstinstitutionen. Als Kuratorin komme ich nie

Was sind Sie für ein Typ?

Rolling Stones oder Mozart?

Mozart. In seiner Musik ist so viel Zündstoff, dass sie den Bogen bis in die heutige Zeit spannt.

Stadt oder Land?

Für mich zum Leben: Stadt. Ich liebe das urbane Umfeld.

Swatch oder Rolex?

Swatch. Die Idee von der Uhr fürs kleine Portemonnaie hält sich bis heute.

Vincent van Gogh oder Andy Warhol?

Warhols geniales Werk, das zwischen Alltag und hoher Kunst schwankt, hat unsere Zeit nachhaltig geprägt. Aber ich schätze auch van Gogh sehr.



Barbara Zürcher: «Der Mangel an Geld zwingt mich dazu, Prioritäten zu setzen.»

an den Punkt, wo ich mich einfach auf die Kunst konzentrieren kann. Aber vielleicht ist der Mangel an Geld auch gut, denn er macht erfinderisch und zwingt, Prioritäten zu setzen.

Die Kulturmetropole in der Zentralschweiz ist Luzern – mit dem KKL, dem Verkehrshaus und renommierten Museen. Ist die Nähe von Luzern für Sie eine Bereicherung oder Bedrohung?

Diese Konkurrenz ist belebend. Zusammen mit Zug, wo es ein sehr gutes Kunsthaus gibt, entsteht so eine Kulturlandschaft, von der alle profitieren. Und wir arbeiten in der Region auch immer wieder zusammen. Mit der Hochschule Luzern haben wir schon verschiedene Projekte realisiert.

Das aktuelle Projekt «Tandem» ist ein Beispiel dafür, wie sich in der Region Synergien nutzen lassen.

Welche Rolle spielt dabei Ihr Haus?

Die Idee ist, dass sich Kunststudierende von heute mit dem Werk von Künstlern der 1970er-Jahre auseinandersetzen. Dazu werden die Hochschule Luzern sowie Museen in Sursee, Stans, Sachseln

und unser Haus in Altdorf vernetzt. Wir haben für dieses Projekt, das noch bis Ende November läuft, den Urner Künstler Aldo Walker mit seinem umfangreichen Werk ausgewählt und ein breites Vermittlungsprogramm auf die Beine gestellt. Dabei gehen wir auch ungewöhnliche Wege, zum Beispiel beim Ausstellungsrundgang mit der Publizistin Klara Obermüller – unter dem Titel «Kunstbegegnung mit dem besonderen Blick».

Dank der Hochschule Luzern – Design & Kunst gibt es in der Zentralschweiz die Möglichkeit für eine hochwertige künstlerische Ausbildung. Wie wichtig ist das für Sie?

Ich finde das extrem wichtig. Die Hochschule Luzern trägt wesentlich zu einem kreativen Klima in der Innerschweiz bei. Ich schätze den Austausch mit den Studierenden und biete ihnen an Gruppenausstellungen gerne eine Plattform. Natürlich besuche ich auch mit Interesse die Abschlussausstellungen, die häufig Überraschungen bieten. Dieses Jahr war ich wirklich beeindruckt vom hohen Niveau und von der guten Präsentation der Arbeiten. Interview: Peter Christoph

Schwimmende Roboter für den Gewässerschutz

Küstengewässer und Flüsse sind häufig durch Schwermetalle und Öl belastet. Ein ferngesteuertes schwimmendes Labor soll die Überwachung verbessern. Beteiligt am EU-Projekt ist auch die Hochschule Luzern – Technik & Architektur.

Es ist heiss. Die Sonne steht bereits hoch am Himmel. Doch die rund 35 Personen am Quai des kleinen Hafens von Marano Lagunare harren aus. Gebannt blicken sie aufs Wasser, auf einen 2,0 x 1,6 m grossen Katamaran, der gemächlich über die Wellen schaukelt. Plötzlich beginnt sich das Boot um seine Achse zu drehen, wieder und wieder.

Unter den Zuschauern bricht Hektik aus. «Haben wir mit der Steuerung ein Problem? Ist einer der Motoren ausgefallen?» In kürzester Zeit bildet sich ein Pulk um denjenigen, der die Sendestation überwacht. «Schick das Signal noch einmal los.» Die Erleichterung, die sich breitmacht, als der Katamaran die Umlaufbahn um sich selbst schliesslich

verlässt und wieder Richtung Hafeneinfahrt fährt, ist förmlich mit den Händen zu greifen.

Was von Ferne aussieht wie ein Treffen ambitionierter Modellbootbauer, ist das Meeting einer internationalen Forschergruppe. Und der kleine Katamaran, dessen Kapriolen so hohe Wellen werfen, ist der Prototyp eines schwimmenden Labors. Sein kompliziertes Innenleben entstand in knapp zwei Jahren an verschiedenen Hochschulen und Forschungsstätten von Norwegen über Israel bis Russland. Für die Schweiz ist die Hochschule Luzern – Technik & Architektur in diesem Projekt an Bord.

Die Forscherinnen und Forscher entwickelten einen schwimmenden Roboter, der selbständig die Qualität von Gewässern überprüfen kann. Aus bis zu 40 Meter Tiefe entnehmen Tauchsonden Wasserproben, optische und verschiedene chemische Sensoren testen sie auf Verunreinigungen durch Öl, Quecksilber und andere Schwermetalle. Die Resultate werden an Land gefunkt, wo mit Hilfe von Modellen versucht wird, die

Quelle der Verunreinigung zu berechnen oder, falls das noch nicht möglich ist, den Katamaran an eine neue Messposition zu dirigieren.

Auftanken an den Bojen

«Die Einsatzgebiete eines mobilen Labors liegen auf der Hand», erklärt Peter Sollberger, Projektleiter aus dem Kompetenzzentrum Electronics an der Hochschule Luzern. «Das ferngesteuerte Labor kann über längere Zeiträume hinweg an den gleichen Stellen Proben entnehmen, es kann aber auch an Orten eingesetzt werden, die für Menschen nur schwer zugänglich sind, oder als kleine Flotte auf einer grossen Fläche – etwa, wenn der Verdacht auf eine akute Verschmutzungsquelle besteht.» Der Testlauf im norditalienischen Adria-Dörflein Marano Lagunare ist nicht der erste. Wie gut sich die einzelnen Komponenten, welche die zehn Forscherteams entwickelten – von der Mechanik über den Antrieb bis zur Messtechnik –, miteinander verbinden lassen, probierten sie bereits an verschiedenen Orten in Italien und Slowenien aus. Gemeinsam ist diesen Orten, dass sich die Gewässer in stark industrialisierten Gebieten befinden und durch Öl verschmutzt sowie mit Cadmium, Quecksilber und Chrom belastet sind.

Das Herzstück der mit Technik vollgepackten Boote ist ein Zentralrechner. Er steuert die Motoren, Sensoren und Kameras sowie die gesamte Kommunikation. Selbstverständlich ist das Boot mit einem GPS ausgerüstet sowie einem Antikollisionssystem – damit es keinen Unfall gibt, wenn es unbemannt in den Gewässern schwimmt.

Seine Energie bezieht der Rechner aus Batterien. Aufladen kann der Katamaran diese an mehreren im Messgebiet verteilten Bojen. Diese sind aber nicht nur Ladestationen. Ausgerüstet mit einem Sender und einem Empfänger, sind

Vollgepackt mit Technik: Forscher tragen das Boot, das so gross ist wie eine Schreibtischplatte, ins Wasser.



sie auch Kommunikationsknotenpunkte. Zusammen mit dem Boot und der Station an Land bilden die Bojen ein eigentliches Kommunikationsnetzwerk – daraus leitet sich auch der Name des Projektes ab: HydroNet.

«In der netzartigen Kommunikationsstruktur liegt eine der grössten Herausforderungen», so Antoine Hauck, Informatikingenieur am Kompetenzzentrum Distributed Secure Software Systems an der Hochschule Luzern. Da Wasserreflexion die Sendequalität beeinträchtigt, hatten die Forscher von Beginn an mit dem Problem der zu geringen Reichweiten zu kämpfen. Schliesslich konnten sie auf ihrem Boot, das etwa

so gross ist wie eine Schreibtischplatte, keine 20 Meter hohe Antenne installieren.

Um die Reichweite und Qualität des Signals zu erhöhen, verstärkten sie zum einen die Signalleistung auf

«Das ferngesteuerte Labor kann auch an Orten eingesetzt werden, die für Menschen nur schwer zugänglich sind.»

Peter Sollberger

das 25-Fache eines Wireless-Netzwerkes, zum Zweiten setzten sie auf die Vermittlungstechnik des Routing. Das heisst: Die Informationen werden nicht auf direktem Weg an den vorgesehenen Endempfänger – die Station an Land – gesendet, sondern über Mittler, nämlich benachbarte Katamarane oder Bojen. Durch eine Repeat-Funktion übermitteln sie die Signale an einen anderen Nachbarn weiter. So gelingt es, viel grös-

sere Distanzen zu überbrücken als über eine direkte Signalübertragung – inzwischen lässt sich so mit fünf Bojen und zwei Katamaranen eine Fläche von 30 Quadratkilometern abdecken. «Das Prinzip klingt einfach, aber es hat seine Tücken», meint Antoine Hauck: «Alle Boote und alle Bojen müssen zu jeder Zeit «wissen», wo ihre Nachbarn sind, und «entscheiden», an wen sie die Information weitersenden.» Gleichzeitig darf ihre Kommunikation untereinander nicht zu rechenintensiv sein, da die Ressourcen des Kommunikationsmoduls – die Speichergeschwindigkeit und die zur Verfügung stehende Energie – ziemlich begrenzt sind.

Ziel: ein kommerzielles Produkt

Ende Dezember läuft das Projekt HydroNet aus. Bis dahin arbeiten die Forscher daran, die Integration der verschiedenen Komponenten weiter zu verbessern. Ihre Hoffnung ist, dass sie einen Partner finden, der ihren Prototyp in ein kommerzielles Produkt überführt.

Auch Antoine Hauck wird dem Routingprotokoll, an dem er seit über einem Jahr tüftelt, in den nächsten Wochen den letzten Schliff geben. Auf den Gebäuden des Campus in Horw sind einige Kommunikationsmodule installiert – so wird er die Fortschritte des Kommunikationsnetzwerks von seinem Schreibtisch aus testen, statt auf italienischen Gewässern zu schippern.

Sigrid Cariola

www.hydro-net-project.eu



Überprüft selbständig die Wasserqualität: Labor «HydroNet» beim Test in Italien.

Fotos: HydroNet Project



Nicht das Aussehen, sondern das Verhalten ist massgeblich – wenn es zu Wegweisungen kommt, ist oft Alkohol im Spiel.

Enges Korsett für die Toleranz

Die 24-Stunden-Gesellschaft bringt in den Städten viel Betrieb rund um die Uhr. Über diese Entwicklung sind nicht alle begeistert. Dies zeigt sich etwa an den Wegweisungsgesetzen diverser Schweizer Städte. Eine Studie der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit hat nun die Anwendungspraxis untersucht.

— Kaum klettern die Temperaturen etwas höher, strömen die Menschen ins Freie. Sie versammeln sich auf öffentlichen Plätzen, dort, wo das Leben pulsiert. Häufig treffen sie hier jedoch auch auf Personen, die grundlegend andere Bedürfnisse haben. Immer öfter entspinnen sich Konflikte im öffentlichen Raum, die sich im Sommer besonders bemerkbar machen, aber das ganze Jahr präsent sind. Diese Nutzungskonflikte haben in diversen Schweizer Städten dazu geführt, dass Wegweisungsgesetze erlassen wurden. Personen können damit unter gewissen Voraussetzungen von der Polizei aus dem öffentlichen Raum weggewiesen oder es kann ihnen für eine begrenzte Zeitspanne verboten werden, sich in einem bestimmten Perimeter aufzuhalten.

Foto: Matthias Jurt

Die vom Nationalfonds finanzierte Studie «Wegweisung aus öffentlichen Stadträumen» der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit hat nun die Wegweisungspraxis von drei sehr unterschiedlichen Schweizer Städten untersucht: Bern, St. Gallen und Luzern. Ein interessantes Ergebnis daraus ist, dass die Weggewiesenen ein breites Spektrum der Gesellschaft wiedergeben – es sich dabei also nicht vor allem um Randständige handelt, wie man vielleicht vermuten könnte. Betroffen sind vielmehr auch Personen mit einer «Normalbiografie», wie Peter Mösch Payot, Dozent für Sozialrecht an der Hochschule Luzern und einer der Mitautoren der Studie, es ausdrückt. Diese gehen einer Arbeit nach oder noch zur Schule, haben einen festen Wohnsitz, bezahlen ihre Steuern, werden aber mit der Wegweisung in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt.

«Die Jugendlichen haben das Recht, den Platz vor dem KKL zu nutzen.»

Maurice Illi

Umgang mit dem «Anderen»

Wie kommt es dazu, dass Personen mit eigentlich unauffälligem Lebenswandel weggewiesen werden? Die Ursache ist im modernen urbanen Lebensstil zu suchen, erklärt Mösch Payot: «Unsere Gesellschaft nutzt den öffentlichen Raum immer mehr als «externes Wohnzimmer»; Begriffe wie Eventisierung, Mediterranisierung und 24-Stunden-Gesellschaft zeigen auf, dass wir unsere Freizeit immer öfter in öffentlichen Räumen verbringen, uns diese für unsere Freizeitgestaltung aneignen – und das auch nachts.» Da nicht alle Menschen den gleichen Rhythmus hätten, der eine also dann schlafen wolle, wenn der andere den Ausgang genieße, gebe es Streit um den öffentlichen Raum. «Die Wegweisungspraxis», so hält die Studie fest, «ist ein gesellschaftlicher Ausdruck davon, wie mit dem gesellschaftlich Anderen umgegangen wird.»

Prinzipiell hat jeder Anrecht auf den öffentlichen Raum. Und so muss für eine

Wegweisung der «begründete Verdacht bestehen, dass jemand die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet», so die gesetzliche Formulierung. Maurice Illi von der Stelle für Sicherheitsmanagement der Stadt Luzern erklärt, dass niemand willkürlich oder nur weil er «das Bild störe» weggewiesen werde. Als Beispiel nennt er die Situation vor dem KKL: «Immer wieder gibt es Reklamationen von Passanten, die sich von den Jugendlichen, die sich dort aufhalten, gestört fühlen. Trotzdem werden diese nicht einfach weggewiesen. Auch sie haben ein Recht darauf, den Platz vor dem KKL zu nutzen.»

Pius Ludin, Chef Sicherheitspolizei Luzern Land, hält ausdrücklich fest, die Polizei weise Personen nur aufgrund ihres Verhaltens, jedoch niemals wegen ihres Aussehens oder ihrer Gesinnung weg. Der Wegweisungsartikel werde zurückhaltend angewendet.

Die Statistik von Luzern hält zwischen dem Inkrafttreten des Gesetzes am 1. Mai 2009 und dem 30. Juni 2011 45 Wegweisungen fest, 37 davon formlos, also mündlich, acht schriftlich und mit Verzeigung.

Jeder Polizist kann vor Ort formlos wegweisen, während die schriftlichen Wegweisungen von einem Pickettoffizier gutgeheissen werden müssen. Formlose Wegweisungen stehen fast immer im Zusammenhang mit Alkohol, können also einen ansonsten unbescholtenen Bürger treffen, der im Ausgang angetrunken über die Stränge schlägt. Schriftliche Wegweisungen hingegen betreffen besonders Personen, die schon wiederholt weggewiesen wurden oder sich eines schweren Straftatbestands schuldig machen. Betroffen sind hier meist Personen, die «eine Geschichte haben», wie Ludin es ausdrückt.

«Die Toleranz hat nicht mit unserem Lifestyle Schritt gehalten.»

Peter Mösch Payot

In den parlamentarischen Vorstößen zur Wegweisung in Luzern wurden als «Zielgruppe» in erster Linie Jugendliche genannt. Die aktuelle Wegweisungsstatistik der Luzerner Polizei zeigt nun allerdings eine Altersspanne zwischen 17 und 51 Jahren, wobei nur einer der Weggewiesenen minderjährig war. Wegweisung ist also ein Phänomen, das weder gesellschaftliche Randgruppen noch eine bestimmte Altersgruppe betrifft. Es ist vielmehr ein Instrument, das breit eingesetzt, die unerwünschten Symptome eines gesellschaftlichen Wandels eindämmen soll.

Bedürfnis nach geschütztem Raum

Pius Ludin schätzt, dass mindestens 80 Prozent aller Wegweisungsfälle auf einen Anruf eines Passanten oder einer Anwohnerin bei der Polizei zurückzuführen sind. «Die Toleranz nimmt stetig ab.» Die Leute, so Ludin, seien gestresst vom Arbeitsalltag, kehrten in ihren geschützten Raum, die Wohnung, zurück und wollten dann ihre Ruhe haben.

Werde diese gestört, reagierten viele empfindlich.

Das Individuum ebenso wie wirtschaftliche Kreise fordern zwar eine Liberalisierung,

was sich etwa in längeren Ladenöffnungszeiten, Nachtbusverbindungen in die entlegensten Ecken des Landes und Vergnügungsmöglichkeiten rund um die Uhr zeigt. «Was die Studie deutlich macht», sagt Peter Mösch Payot, «ist, dass unsere Toleranz nicht mit unserem Lifestyle Schritt gehalten hat und dass wir nicht – zumindest noch nicht – bereit sind, auch die negativen Folgen der 24-Stunden-Gesellschaft zu tragen.»

Eva Schümperli-Keller

Weitere Informationen zum Projekt:

www.hslu.ch/s-rus-projekte

Energie clever nutzen statt verschwenden

Die meisten Industrieunternehmen benötigen für ihre Produktion viel Energie. Eine von der Hochschule Luzern entwickelte Software soll helfen, Heiz- und Kühlprozesse geschickter miteinander zu verknüpfen.

Ein Angestellter der peka hängt die Metallteile an die Transportbügel. Diese Firma stellt übrigens auch jene Teile her, die in fast jeder Küche die Abfalleimer halten.

Was die Arbeiter in der Fabrikhalle in Mosen aus Holzkisten packen, sieht aus wie Cakeformen, denen die schmalen Seiten fehlen. Jeweils acht Stück dieser Metallteile hängen sie an Bügel, die langsam vorwärts gleiten. Kein Scheppern ist zu hören – dafür das dumpfe Summen des Metallkolosses, in dem die Bügel mit ihrer Fracht verschwinden. Die Hitze lässt die Energie erahnen, die hier verbraucht wird.

«Das Energiesparpotenzial in der Industrie ist riesig», sagt Beat Wellig, Leiter des Kompetenzzentrums Thermische Energiesysteme & Verfahrenstechnik an der Hochschule Luzern. Bis in die 1990er-Jahre, fügt er an, habe die Energieeffizienz von Produktionsanlagen geringe Priorität gehabt – ausser bei ganz grossen Energieverbrauchern wie etwa der Zementindustrie. Zu billig seien sowohl Strom als auch fossile Brennstoffe gewesen. Erst der Klimawandel, steigende Energiepreise und Lenkungsabgaben führten nun zu einem Umdenken.

Hilfe bei der Suche nach Energiesparmöglichkeiten bietet die so genannte Pinch-Analyse – eine Methode zur Minimierung des Energieverbrauchs in verfahrenstechnischen Prozessen. Sie wurde in den 1970er-Jahren in Grossbritannien entwickelt und hat sich seither vor allem im angelsächsischen Raum durchgesetzt. Mit Hilfe von Pinch-Analysen liessen sich nach Schätzungen des Bundesamtes für Energie in Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie 10 bis 30 Prozent Energie einsparen, in der chemischen Industrie 15 bis 35 Prozent und in der Lebensmittelindustrie sogar 20 bis 35 Prozent. Dazu werden Gesamtanlagen systematisch analysiert, um danach die einzelnen Apparate und Energieströme besser miteinander zu verknüpfen. Erfahrungsgemäss ist mit diesem ganzheitlichen Ansatz eine wesentlich grössere Effizienzsteigerung zu erreichen als durch die Verbesserung der Wirkungsgrade der einzelnen Anlagenteile.

Gemäss der Energie-Agentur der Wirtschaft (EnAW) dauert die Durch-

René Frey (rechts), in der peka für die Prozesse verantwortlich, analysiert mit Maschinen-technik-Student Tobias Käch die Anlage.



führung einer Pinch-Analyse rund sechs Monate und kostet je nach Komplexität der Produktionsabläufe 30'000 bis 45'000 Franken.

Viel heisse Luft geht verloren

Primäres Ziel von Pinch-Analysen ist es, Abwärme zu nutzen, die bei manchen Prozessen entsteht und bisher ungenutzt verpufft. So auch bei der Firma peka in Mosen, die mit ihren 150 Mitarbeitern jedes Jahr 3'000 Tonnen Stahl zu Bestandteilen von Küchenmöbeln verarbeitet. Insbesondere die Pulverbeschichtungsanlage, in der die Metallteile die gewünschte Farbe erhalten, braucht viel Wärme. «Allein für diese Anlage verbrennen wir jedes Jahr 165'000 Liter Heizöl», sagt René Frey, der in der peka für Prozessoptimierung verantwortlich ist.

Die gestanzten und gebogenen Metallteile gleiten an ihren Transportbügel entlang der Förderkette durch die verschiedenen Stationen der Beschichtungsanlage: In der Waschanlage werden sie mit 50 Grad warmer Seifenlauge besprüht und so von Schmierfett gereinigt. Im Haftwassertrockner sorgt 150 Grad warme Luft dafür, dass sie wieder trocknen. Danach besprüht sie ein Roboter mit Beschichtungspulver, welches im Ofen bei 185 Grad eingebrannt wird. An jeder Station führen dicke Rohre die warme Luft ab.

«So geht viel Energie ungenutzt durch die Kamine verloren», sagt Tobias Käch, der an der Hochschule Luzern Maschi-

nentechnik studiert. Gemeinsam mit seinem Studienkollegen Tobias Scherer ist er im Rahmen der Diplomarbeit auf dem Dach der Firma herumgeklettert und hat gemessen, wie heiss und wie feucht die Luft ist, die aus den Abluftschächten und Kaminen strömt. Diese und viele weitere energetische Messdaten flossen danach in eine Pinch-Analyse für die Beschichtungsanlage ein.

«Es brauchte einiges an Denkarbeit, die Anlage im Detail zu verstehen», erinnert sich Tobias Käch. Die Studenten mussten sämtliche Wasser- und Luftströme identifizieren, die mit Heizöl aufgewärmt werden, sowie alle Ströme,

Cleantech als Chance

Am «Abend der Wirtschaft» stellt die Hochschule Luzern – Technik & Architektur am 18. November 2011 ab 17 Uhr ihre Forschungsaktivitäten im Bereich Cleantech vor. Im Fokus stehen die Schwerpunkte «Optimierte Prozesse und Produkte» und «Gebäude als System und seine Transformation». Gastreferenten beleuchten die volkswirtschaftliche Bedeutung des Cleantech-Sektors. Der Abend schliesst mit der Einweihung einer Rektifikationsanlage im Labor Thermische Energiesysteme & Verfahrenstechnik sowie einem Apéro. Anmeldung bis 9.11. an: ulrike.zika@hslu.ch.

deren überschüssige Wärme für andere Prozesse genutzt werden könnte.

Zur Bestimmung des minimal notwendigen Energiebedarfs und für die Optimierung des Anlagendesigns benutzten die Studenten eine Software namens PinCH, welche

«Viel Energie geht ungenutzt durch die Kamine verloren.»

Tobias Käch

die Hochschule Luzern mit Unterstützung des Bundesamtes für Energie entwickelt hat. Laut Beat Wellig vereinigt das neue Tool gleich

mehrere Vorzüge: «Wir können parallel an unterschiedlichen Szenarien arbeiten und sehen in Echtzeit, was passiert, wenn wir Ströme mit Wärmeübertragern verknüpfen oder eine Wärmepumpe einbauen.» Damit lässt sich viel Zeit und schliesslich auch Geld sparen.

Eine Software für die Praxis

Um die Schweizer Industrie fit für die Zukunft zu machen, hat das Bundesamt für Energie nicht nur die Entwicklung der Software PinCH unterstützt, sondern fördert auch deren Anwendung. Das Bundesamt übernimmt bis zu einem Drittel der Honorarkosten einer Analyse. Inzwischen wird die Software von verschiedenen Ingenieurbüros und Industriefirmen im In- und Ausland angewendet.

Für die peka habe sich die Analyse gelohnt, sagt René Frey – obwohl nicht jede Massnahme ökonomisch umsetzbar ist. Aber mit einer vergleichsweise geringen Investition von 40'000 Franken für die Wärmerückgewinnung könnte die Firma künftig pro Jahr Heizöl im Wert von mindestens 14'000 Franken sparen. Wenn die Geschäftsleitung zustimmt, wird die feuchtwarme Luft, die beim Trocknen der Metallteile entsteht, künftig das Wasser der Waschanlage aufheizen, anstatt ungenutzt aus dem Kamin zu verpuffen. **Herbert Marti**

Weitere Informationen zum Projekt:

www.pinch-analyse.ch

Musik braucht Raum

— Luzern ist die Musikstadt der Schweiz. Und die Region Zentralschweiz strotzt nur so vor Musik-Selbstverständnis: Das beginnt beim Juutzer aus dem entlegensten Urner Tal, zeigt sich an Blasmusikkonzerten in allen Ecken der Region, geht zu regionalen bis internationalen Musikfestivals der Alpenmusik, des Jazz (z.B. Willisau) und des Rock, bis hin zum Blueballs-Festival und zu den grossen Welt-Sinfoniekonzerten in einem der besten Konzertsäle der Welt, dem KKL. Unsere kleine, aber feine Musikhochschule darf ein Puzzlestein sein in diesem Ganzen, und sie orchestriert gerne und auch mutig mit auf all diesen Bühnen. Aber: Sie hat selbst keinen Ort. Sie ist ein wenig heimatlos: Klassik auf dem Dreilindenhügel, Jazz am Löwengraben, Kirchenmusik im Obergrund, Direktion an der Zentralstrasse. Das ist für die Zukunft keine gute Voraussetzung. Denn Musik ist auch mit Konzertsälen und anderen symbolischen Orten verwoben – sie ist Bindeglied zwischen Landschaft, Architektur und Räumen. Sie will verankert sein in Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft.

Endlich zeichnet sich nun ein Projekt eines gemeinsamen Gebäudes für die Hochschule Luzern – Musik ab, und zwar auf dem Gelände des Luzerner Südpols. Im Niemandsland zwischen Alternativkultur, Autogaragen, Metzgereigewerbe, Fussballstadion und überwuchertem Grüngelände. Das ist eine Herausforderung, liegt aber voll auf der strategischen Zukunftslinie unserer Hochschule. Denn es geht um viel mehr als nur um ein Gebäude für die Musik: Hier soll ein Begegnungsort entstehen für die unterschiedlichen Musikrichtungen. Er soll die Entwicklung neuer Ideen und Stilrichtungen innerhalb der Musik und über Musik hinaus ermöglichen. Er soll aber auch ein Kristallisationspunkt werden für einen neuen Schwerpunkt im Kultur- und Stadtleben Luzerns: Hier werden dereinst Musikausbildung, Theater, Sinfonieorchester, Lucerne Festival, Alternativkultur Südpol neue Formen ausprobieren und ein klein wenig dem Ideal eines flexiblen, nach allen Seiten offenen Kulturraums näherkommen. Gleichzeitig hat der neue Ort eine wich-



Michael Kaufmann, Direktor Hochschule Luzern – Musik, wünscht sich, dass das künftige Musikgebäude zum Kristallisationspunkt für einen neuen Schwerpunkt im Kultur- und Stadtleben Luzerns wird.

tige Funktion in der Stadtentwicklung Luzerns. Denn wie in anderen Städten wird diese auflebende Stadtrandbranche bald einmal Impuls sein für neue Quartiere und neue soziale und wirtschaftliche Bezüge.

Das Departement Musik der Hochschule Luzern kann so dereinst die Rolle spielen, die ihm in der gesamten Hochschule zukommen muss: jene des Bindeglieds zwischen der Welt der Wirtschaft, der Technik und Architektur, der sozialen Aktivität und im Dialog mit Kunst und Design.

Bald wird der Architekturwettbewerb für das neue Gebäude ausgeschrieben. Es ist selbstverständlich, dass die Architektur dieses Gebäudes dem beschriebenen Anspruch genügen muss. Es soll offen und durchlässig sein, interdisziplinäres Arbeiten ermöglichen, technologisch innovativ daherkommen, keck und frech sein und so auch ein wenig provozieren. Wenn Musik einen Ort hat, kann sie viel bewegen.



Darstellungskraft USM Möbelbausysteme verleihen dem Wandel Ausdruck.

waldis

planen wohnen arbeiten

Waldis Büro und Wohnen AG
Büro/Objekt: Zürichstrasse 43
Wohnen: Schweizerhofquai 5
6004 Luzern
www.waldis-ag.ch
info@waldis-ag.ch

USM
Möbelbausysteme



Akute Platzprobleme: eine der Herausforderungen für die Fachhochschulen.

Run auf das tertiäre Bildungssystem

Die Schweizer Fachhochschulen haben seit ihrer Gründung 1997 einen wahren Boom erlebt. Dafür gibt es eine Reihe von Gründen. Was am Ende zählt: Die Absolventinnen und Absolventen sind auf dem Arbeitsmarkt gefragt.

Für den Herbst 2011 erwartet das Bundesamt für Statistik in allen drei Hochschultypen – Universitäten, Fachhochschulen, Pädagogische Hochschulen – eine Zunahme von 6'000 bis 8'000 Studierenden. Insgesamt sind dann an den diversen Bildungsinstitutionen im Tertiärbereich 212'500 bis 214'500 Studentinnen und Studenten eingeschrieben. Während die Universitäten im Vergleich zum Vorjahr einen Anstieg von 3 Prozent verzeichnen, sind es bei den Fachhochschulen 4 bis 5 Prozent. Die Zahl ihrer Studierenden steigt damit auf

rund 64'000. Im Gründungsjahr, 1997, entschied sich nicht einmal ein Zehntel so vieler junger Menschen für ein Fachhochschul-Studium, nämlich 4'875. Das sind weniger, als heute allein an der Hochschule Luzern studieren.

Hohe Bildungsrendite

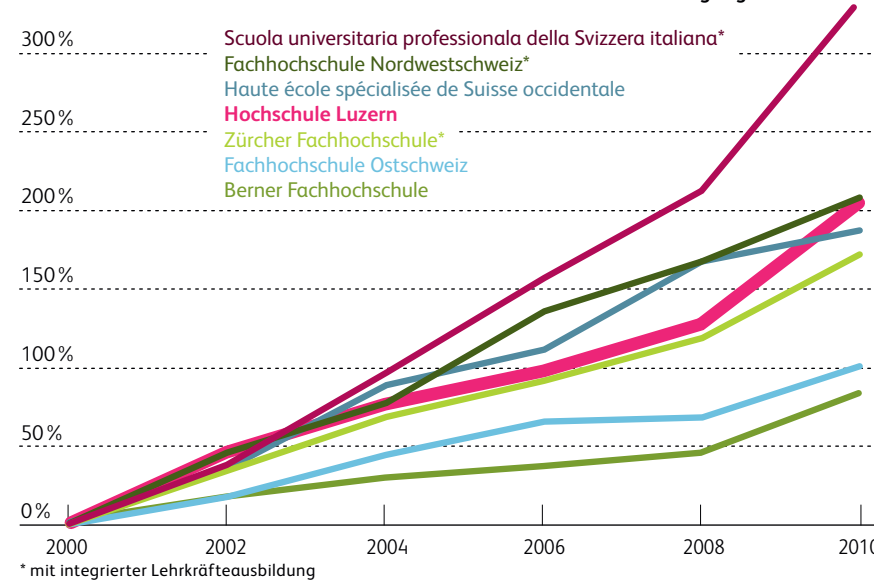
Die Gründe für den Run auf das tertiäre Bildungssystem sind vielfältig. Da ist zum einen die demografische Entwicklung: Noch immer wächst die Schweizer Bevölkerung, heute leben hier rund 7'785'800 Personen, 21 Prozent sind unter

20 Jahre alt. Kommt hinzu, dass der Stellenwert einer guten Ausbildung gestiegen ist, denn im Arbeitsmarkt werden ständig höhere Anforderungen an das Qualifikations- und Bildungsniveau gestellt. «In der Schweiz ist die Bildungsrendite von Personen, die eine Fachhochschule oder höhere Berufsbildung absolviert haben, besonders hoch. Sie sind besonders gut vor Arbeitslosigkeit geschützt und haben bessere Zukunftsaussichten», sagt Carmen Steimann, stellvertretende Leiterin Kommunikation vom Bundesamt für Berufsbildung und Technologie (BBT).

Die Anzahl jener Personen, die ihre Ausbildung mit einer Berufsmatur abschliessen, ist kontinuierlich angestiegen – 2010 waren es 12'000 Personen, und fast zwei Drittel davon begannen anschliessend ein Fachhochschul-Studium. «Flexible und attraktive Studiengänge, der Praxisbezug und die guten Beschäftigungsaussichten motivieren junge Leute dazu, ein Fachhochschul-Studium aufzunehmen», sagt Steimann. Die Leute, die ausgebildet werden, sind gesucht.

Auf dem Arbeitsmarkt herrscht ein Manko an Ökonomen, Ingenieuren und Informatikern. Gerade in diesen Bereichen ist das Wachstum an der Hochschule Luzern überdurchschnittlich hoch, 13 Prozent waren es allein zwischen 2009 und 2010. Inzwischen machen Studierende dieser Fachgebiete mehr als die Hälfte der Gesamtzahl an der Hochschule Luzern aus. Ihre Chancen für einen unverzüglichen Berufseintritt nach dem Abschluss sind dank ihrer praktischen Erfahrung sehr gut. «Leute mit Fachhochschul-Abschlüssen sind heute auf dem Arbeitsmarkt begehrter als Universitätsabsolventen und ebenso gut bezahlt wie sie», sagt der Ökonom und ehemalige Preisüberwacher Rudolf Strahm. Kein Wunder, sehen auch Gymnasial-Maturanden in einem Fachhochschul-Studium eine Alternative zum Universitätsstudium. Fünf Jahre nach dem Abschluss verdienen Fachhochschul-Absolventen immer noch mindestens

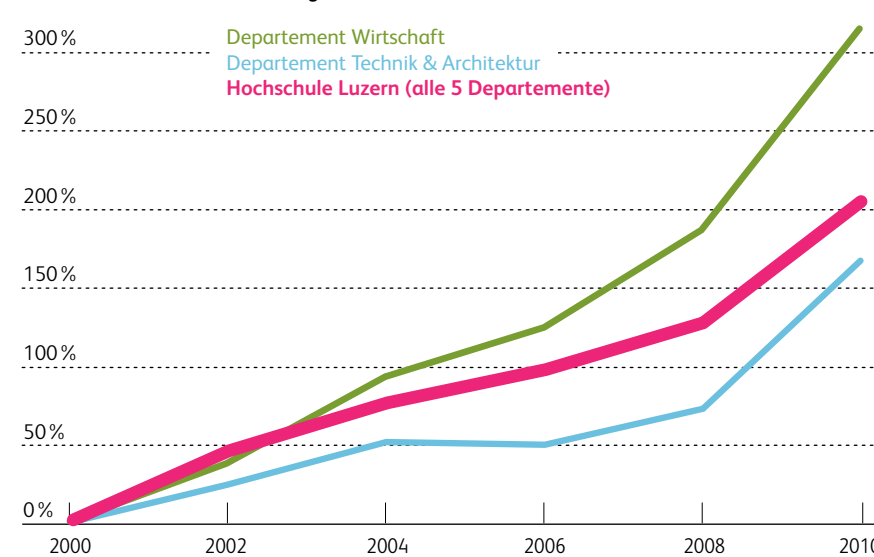
Schweizer Fachhochschulen: Zuwachs in den Bachelor- und Masterstudiengängen



* mit integrierter Lehrkräfteausbildung

Ausgehend vom Jahr 2000, zeigt die Grafik das Wachstum der Studierendenzahlen an den einzelnen Fachhochschulen in Prozent. Der Zuwachs der Hochschule Luzern liegt dabei im Durchschnitt.

Hochschule Luzern: Entwicklung Anzahl Studierende Technik & Architektur und Wirtschaft



Ingenieure und Ökonomen sind auf dem Arbeitsmarkt gesuchte Fachkräfte. Die Studierendenzahlen stiegen an der Hochschule Luzern in diesen Departementen stark an.

gleich viel wie Uni-Absolventen und haben zudem bessere Chancen auf eine Führungsposition. Letzteres bestätigt eine Studie von FH Schweiz, Dachverband der Absolventinnen und Absolventen von Fachhochschulen: Zwei Drittel der Absolventen sind heute selbständig erwerbend oder in Kaderpositionen.

Demografische Entwicklungen, der Stellenwert einer höheren Ausbildung und die Nachfrage nach gut ausgebildeten Arbeitskräften sind jedoch nicht allein für die steigenden Studierendenzahlen verantwortlich. Eine Rolle spielen auch bildungspolitische Entscheide. So hat sich das Angebot der Studienbereiche seit der

«Leute mit Fachhochschul-Abschluss sind heute auf dem Arbeitsmarkt begehrter als Universitätsabsolventen.»

Rudolf Strahm, Ökonom

Gründung der Fachhochschulen markant vergrössert. Während beispielsweise Architektur, Technik und Wirtschaft bereits 1997 angeboten wurden, kamen bis 2010 zahlreiche neue Fachbereiche hinzu, unter anderem Soziale Arbeit, Musik, Kunst und Gesundheit.

Wachstum und Spardruck

Ein weiterer Meilenstein war die Bologna-Reform, mit der das Studiensystem europaweit vereinheitlicht wurde. Das frühere, in der Regel länger als drei Jahre währende Fachhochschul-Studium wurde in ein dreijähriges, meist berufsbefähigendes Bachelor-Studium und in ein eineinhalb bis zwei Jahre dauerndes Master-Studium überführt.

Das Wachstum in den letzten vierzehn Jahren stellte die Bildungsinstitutionen vor grosse Herausforderungen. Von Jahr zu Jahr mussten mehr Platz geschaffen und mehr Lehrkräfte gefunden werden. Verbunden mit einem zunehmenden Spardruck keine leichte Aufgabe. Bund und Kantone, die die Ausbildung finanzieren, haben durch das Wachstum zwar höhere Ausgaben, aber die Pro-Kopf-Kosten sinken: So konnte an der Hochschule Luzern seit 2005 der Finanzierungsanteil der Konkordatskantone von 46 auf 40 Prozent gesenkt werden. Aktuell beträgt er 48 Mio. Franken. Mit weiteren 72 Mio. Franken beteiligen sich andere Kantone, der Bund und Dritte an den Kosten im Ausbildungsbereich.

Für Bund und Kantone bedeutet das Wachstum im tertiären Bildungsbereich auch, dass sie helfen, jene Menschen auszubilden, die hinter der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Schweiz stehen.

Sarah Nigg

Foto: André Stadler

Wie wohnen Sie?

Wohngemeinschaft, Wohnheim oder Hotel Mama: Wie und wo Studierende leben, hängt auch, aber nicht nur vom Budget ab. Fünf von ihnen berichten über ihre Wohnsituation.



Internationale Wohnheim-Familie

«Ich komme aus Bulgarien und wohne seit Februar in einem Studentenwohnheim in Emmenbrücke. Ich hatte grosses Glück, dass zufällig gerade ein Zimmer in einer 5-Zimmer-Wohnung frei war. Die Miete ist mit 500 Franken im Monat ein bisschen hoch, aber die Nebenkosten und das Internet sind inbegriffen. Einmal wöchentlich kommt sogar eine Putzfrau. Die Mitbewohner – zwei Brasilianer, eine Japanerin und ein Schweizer – sind für mich fast wie eine Familie. Bis auf einen studieren wir alle Musik. Manchmal wird dann auch in der Küche musiziert. Am Anfang haben wir noch viele Partys veranstaltet, das war sehr lustig. Wenn ich am Sonntagmorgen zum Orgelspiel in die Kirche gehe und sehr früh aufstehen muss, stört es natürlich, wenn irgendwo im Haus bis spät in der Nacht gefeiert wird. Aber das passiert nicht so oft, da die meisten inzwischen viel lernen oder arbeiten müssen. Mein Zimmer mag ich, es ist rund 16 Quadratmeter gross, die ich mit jeder Menge mitgebrachter Pflanzen teile. Ich bleibe gerne bis kommenden Sommer hier.»

Stefka Rancheva (28) absolviert den Master in Performance



Allein zu Haus

«Ich hatte wirklich Glück: eine grosse 3-Zimmer-Wohnung in Zürich, und das für 800 Franken! Seit über einem Jahr lebe ich nun allein und bin recht zufrieden. Meine jetzige Wohnung hat Altbau-Charme, alte Parkettböden und wuchtige Heizkörper. Die Vermieterin wohnt auch im Haus. Solange man gewisse Regeln, zum Beispiel zur Türschliessung oder Abfallentsorgung, befolgt, hat man es gut mit ihr.

Leisten kann ich mir das nur, weil ich Teilzeit arbeite. Montags und dienstags bin ich an der Hochschule. Dann übernachtete ich immer bei einer guten Freundin in ihrer Luzerner WG. Als Dank koche ich oder spendiere eine Flasche Wein. So geniesse ich also beides: das Leben miteinander und das Alleinsein.»

Andreas Wüthrich (33) studiert im 8. Semester Soziale Arbeit

Der Illustrator

Kornel Stadler (26) hat 2011 den Master of Arts in Design an der Hochschule Luzern – Design & Kunst (Studienrichtung Illustration) gemacht. Er lebt und arbeitet in Bern. www.kornel.ch



Lieber eine grosse Reise

«Ich lebe mit meiner Mutter und meiner jüngeren Schwester in einem Einfamilienhaus in Kriens LU. Weil ich gerne daheim wohne, fällt es mir nicht schwer, auf eine eigene Wohnung zu verzichten. So habe ich zudem die Möglichkeit, für meine Leidenschaft, das Reisen, zu sparen. Vor Beginn des Studiums bin ich während fünf Monaten durch verschiedene Länder Südamerikas gereist.

Ab und zu gebe ich etwas Geld an meine Mutter ab – so viel, wie es mir meine Nebenjobs erlauben. Ich arbeite regelmässig für eine Agentur, die Promotionen macht, verteile beispielsweise ein neues Hundefutter in der Migros. Die Hausarbeit teilen wir drei Frauen uns auf, aber es gibt keinen fixen «Ämtliplan». Jede räumt mal die Geschirrspülmaschine aus oder hängt die Wäsche auf.

Wenn ich mit dem Studium fertig bin, suche ich mir eine kleine Wohnung in der Stadt. Das wird sicher eine riesige Umstellung, aber ich freue mich darauf – und auf meinen ersten ausgedehnten Besuch bei Ikea.»

Angela Bürkle (24) studiert im 5. Semester Betriebsökonomie



Gekocht wird molekular

«Ich komme ursprünglich aus dem Toggenburg, wohne aber zurzeit in einer WG in Luzern. Wir haben 4 1/2 Zimmer zur Verfügung; das grosse Wohnzimmer und den Balkon teilen wir. Das Zusammenleben mit Cédric, Dave und Julie funktioniert gut, auch wenn wir ganz unterschiedliche Menschen sind. Julie und ich sind zuverlässig, wenn es ums Einkaufen und Putzen geht. Die beiden Jungs müssen wir ab und zu an ihre Pflichten erinnern.

Wir essen jeden Abend zusammen, wobei im Turnus gekocht wird. Während Cédric noch kein Küchenprofi ist und eher einfache Gerichte wie Riz Casimir kocht, bringt Dave manchmal auch an Werktagen ein richtiges Sonntagsmenü auf den Tisch. Er besitzt sogar ein Set, mit dem er molekular kochen kann: Ein paar Tropfen aus einer Ampulle reichen, und schon verwandelt sich beispielsweise eine Sauce in hocharomatische winzige Kügelchen.

Dass ich in einer WG wohne, hat zwei Gründe: Ich muss auf meine Finanzen achten, und ich lebe nicht gerne allein. Das habe ich vier Jahre lang probiert. Falls ich nach dem Studienabschluss eine Stelle in der Nähe finde, würde ich gerne in meiner WG wohnen bleiben. Auch wenn es manchmal Meinungsverschiedenheiten gibt: Man kann es in einer WG nicht schöner haben als bei uns.»

Claudia Meile (30) studiert im 5. Semester Textildesign



Starke Wurzeln und viel auf Achse

«Ich wohne mit meinen Eltern und meinem jüngeren Bruder in Naters im Wallis. Von Montag bis Mittwoch pendle ich nach Horw. Der Zug fährt um zehn vor sechs. Zum Glück bin ich kein Morgenmuffel. Die gut zweistündige Fahrt nutze ich vor allem zum Lernen: Ich richte mir mit Laptop und Büchern ein kleines Büro ein. Da es um diese Zeit noch nicht so voll ist, kann ich mich gut konzentrieren. Manchmal schlafe ich auch oder lese Zeitungen. In Bern muss ich umsteigen, da wird es oft recht knapp – verpasse ich den Anschlusszug, dann verlängert sich mein Weg um eine Stunde.

Wenn alles reibungslos läuft, bin ich pünktlich an der Hochschule und am Abend gegen 19 Uhr wieder zu Hause. Viele Kollegen können sich das lange Zugfahren nicht vorstellen. Kürzlich bot mir einer ein freies WG-Zimmer in Luzern an, das ich mit Bedacht ablehnte. Das Zugfahren verleitet mich zum Lernen, ohne würde ich vermutlich weniger machen.

Trotz des langen Tages bleibt mir am Abend noch Zeit, um Kollegen auf ein Feierabendbier zu treffen oder meine Freundin zu sehen. Meine Freunde und meine Familie sind auch der Grund, warum ich nicht einfach umziehe. Zudem studiere ich berufsbegleitend und bin an den restlichen Wochentagen bei meinem Arbeitgeber in Brig tätig. Ich bin verwurzelt im Wallis.»

Pascal Wyssen (24) studiert im 5. Semester Maschinentechnik

Die WG bleibt im Trend

Rund 154'000 Studierende zählte das Bundesamt für Statistik 2009 in der Schweiz. Obwohl die meisten mit einem schmalen Budget auskommen müssen, lebt die Mehrzahl nicht mehr im Elternhaus. Am beliebtesten ist die Wohngemeinschaft: 27 Prozent teilen sich ihren Wohnraum mit mindestens einem WG-Gspänli. Immerhin 12 Prozent können sich eine eigene Wohnung leisten, und 15 Prozent leben mit ihrem Partner und/oder Kindern zusammen. 4 Prozent haben einen Platz im Studentenwohnheim gefunden.

In den letzten Jahren hat sich die Präferenz der Wohnformen von Frauen und Männern angenähert. Jedoch leben noch immer mehr männliche als weibliche Studenten bei ihren Eltern.

Auch der Hochschultyp hat einen Einfluss auf die Wohnsituation: So wohnen Studierende von Fachhochschulen häufiger bei den Eltern als jene der Universitäten. Laut Bildungsbericht geht dies auf die regionale Verankerung der FHs zurück, die es den Studierenden eher erlaubt, sich am nächstgelegenen Standort einzuschreiben.

Wer in einer WG lebt, zahlt durchschnittlich 570 Franken Miete, Alleinleber müssen 800 Franken berappen. Knapp ein Viertel der Studierenden der Hochschule Luzern, die nicht aus den Konkordatskantonen kommen, sind fürs Studium nach Luzern gezügelt. Dort hilft der Verein studentisches Wohnen (StuWo) Wohnungssuchenden, ein Dach über dem Kopf zu finden. Zwar sind die 59 Wohnheimplätze längst ausgebucht, aber unter <http://stuwo.datcom.ch> findet sich auch eine Plattform für private Angebote.

Wenn neben dem Studium der Spass nicht zu kurz kommen soll.



Mit dem Konto Bildung plus der Kantonalbanken der Zentralschweiz schonen Sie Ihr Portemonnaie. Studierende erhalten nicht nur die Maestro-STUcard kostenlos, sondern profitieren von einem gebührenfreien Konto mit Vorzugszins.

www.kantonalbank.ch

Gemeinsam wachsen.



Fachverband für Einkauf und Supply Management

Als national bedeutender Fachverband für Beschaffungsmanagement bieten wir ein qualifiziertes Informations- und Schulungsangebot und unterhalten ein weit verzweigtes Netzwerk in Wirtschaft und Wissenschaft.

► Planen Sie jetzt Ihren nächsten Karriereschritt im Supply Management!

- Intensivseminar „Beschaffungswissen“ für Quereinsteiger
- Einkaufsleiter / Einkaufsleiterin mit eidg. Diplom
- Einkaufsfachmann / Einkaufsfachfrau mit eidg. Fachausweis
- Firmentrainings und Seminare

Infos unter: www.procure.ch

procure.ch – Fachverband für Einkauf und Supply Management
Laurenzenvorstadt 90 | Postfach 3820 | 5001 Aarau | Tel. +(41) 062 837 57 00 | contact@procure.ch

Gefragt sind neue Kompetenzen

Die Hochschule Luzern – Wirtschaft feiert ihr 40-jähriges Bestehen. Seit 1971 haben über 5'000 junge Menschen einen Diplomabschluss erreicht. Direktor Xaver Büeler über Lehrinhalte und Stoffvermittlung damals und heute.

1971 wurde in der Schweiz das Frauenstimmrecht eingeführt, in Zürich landete der erste Jumbo-Jet, und Texas Instruments brachte den ersten Taschenrechner auf den Markt. Wer entschied sich damals für ein Studium?

In den Anfängen kamen unsere Studentinnen und Studenten praktisch ausschliesslich aus der Zentralschweiz. Sie mussten mindestens zwei Jahre Berufserfahrung vorweisen und waren dementsprechend etwas älter als unsere heutigen Erstsemester. Damals gab es noch kein berufsbegleitendes Studium. Das bedeutete eine Unterbrechung der Erwerbstätigkeit von drei Jahren – eine relativ hohe Hürde.

Wie sieht es mit den Lehrinhalten aus – wie viel musste im Laufe der Zeit angepasst werden?

An den grundlegenden betriebswirtschaftlichen Konzepten hat sich kaum etwas geändert. Aber neben der Vermittlung von Fachwissen haben andere Ausbildungsziele an Bedeutung gewonnen. Eine globalisierte Welt und eine immer kürzere Halbwertszeit von Wissen erfordern ein höheres Mass an Methoden- und Sozialkompetenzen. Auch Fremdsprachen und interkulturelle Kompetenzen sind wichtiger geworden.

Dann änderte sich vor allem die Art der Stoffvermittlung?

Absolut, didaktisch hat es die grösseren Veränderungen gegeben als inhaltlich. Kommt hinzu, dass wir der Arbeitsmarktfähigkeit unserer Absolventen eine



Die Vermittlung des Lehrstoffs hat sich stark verändert, sagt Xaver Büeler.

hohe Bedeutung beimessen und zunehmend versuchen, «den Arbeitsplatz in die Hochschule zu holen», indem wir Anforderungen simulieren. In einer globalisierten Welt zu arbeiten, bedeutet z.B. auch, über Distanzen und Kulturen hinweg zusammenzuarbeiten. Das erfordert, dass man entsprechende Tools kennen lernt, von der Videokonferenz bis zum virtuellen Workshop.

Fand und findet die Finanzkrise im Lehrplan statt?

Auf jeden Fall. Es wäre ein schlechtes Zeugnis für eine Hochschule, wenn sie wichtige Zeitfragen nicht behandeln

würde. Die Dozierenden haben den Auftrag, ihre Fallstudien und Beispiele regelmässig zu aktualisieren – dafür stelle ich sogar extra Mittel zur Verfügung. Was die Finanzkrise anbelangt, so ist sie ein Alptraum für Wirtschaftsvertreter und Politiker, aber didaktisch gesehen ein Glücksfall: Täglich können anhand von Medienberichten sonst eher abstrakte Theorien der Volkswirtschaft anschaulich vermittelt werden.

Lassen sich im Unterricht auch eine eigenständige Haltung und ethisches Handeln vermitteln?

Im Laufe einer Biografie ist die Hochschule der richtige Ort, um dies zu vermitteln. Wenn nicht dort, wo sonst sollen die Studierenden lernen, ein Sensorium zu entwickeln für «anständiges Wirtschaften», wie es Hans Küng kürzlich formuliert hat? Die meisten unserer Absolventen werden in einem Unternehmen früher oder später eine Führungsrolle einnehmen. Ich betrachte es als unsere Aufgabe, sie zu befähigen, einen Beitrag zu einem globalen Wirtschaftsethos zu leisten.

1971 begannen 26 Studierende, im Herbst 2011 sind es 740. Wie viel werden es in zehn Jahren sein?

Das bisherige Wachstum, das in einzelnen Jahren gegen 25 Prozent betrug, ist nun nach diesen stürmischen Jahren deutlich abgeflacht. Wir rechnen bis 2025 insgesamt mit etwa 2'000 Studierenden in den Diplomstudiengängen.

Haben Sie für die Hochschule einen speziellen Geburtstagswunsch?

Ich wünsche unserer Institution und der Zentralschweiz, dass das Konkordat erhalten bleibt. Keiner der Kantone ist für sich allein stark genug, eine Fachhochschule zu tragen. Der Idee einer gemeinsamen Bildungsregion wird man nicht gerecht, wenn man sie – trotz aller Wichtigkeit finanzpolitischer Aspekte – allein auf diese reduziert. Ich hoffe, dass hier weitsichtige Entscheide getroffen werden, vor allem auch im Interesse der jüngeren Generation.

Interview: Sigrid Cariola

Kulturerbe: Chancen und Risiken touristischer Nutzung

Die Hochschule Luzern erstellte im Auftrag des Bundesamts für Kultur eine «Liste der lebendigen Traditionen der Schweiz». Die Schweiz hatte sich dazu im Zuge des UNESCO-Übereinkommens zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes verpflichtet. In einem zweiten Schritt wird nun erforscht, wie sich dieses Erbe im Tourismus einsetzen lässt. Tatsache ist: Reisende schätzen zuneh-

mend das Authentische und den Einblick in lokale Kulturen. Die Bevölkerung wiederum kann mit touristischen Angeboten Einkommen generieren und Arbeitsplätze sichern. An einer Fachtagung vom 27./28. Oktober im Verkehrshaus der Schweiz, Luzern, werden Chancen und Risiken einer touristischen Nutzung von lebendigen Traditionen diskutiert.

www.hslu.ch/immaterielles-kulturerbe



Reisende schätzen das Authentische – zum Beispiel die Luzerner Fasnacht.

ITZ vernetzt die Zentralschweiz

InnovationsTransfer Zentralschweiz (ITZ) fungiert als Drehscheibe zwischen Wissenschaft und Wirtschaft. Der Verein bringt Forschende, die Projektideen haben, mit interessierten Firmen zusammen, unterstützt bei der Projektentwicklung oder hilft Unternehmen dabei, an einer Hochschule die richtigen Partner zu finden. Damit fördert die Organisation, die rund 200 Mitglieder aus Wirtschaft, Gewerbe, Hochschule und Regierung zählt – im Auftrag des Fachhochschul-

konkordats der Hochschule Luzern und der sechs Zentralschweizer Kantone die Wettbewerbsfähigkeit der Zentralschweizer Wirtschaft. Der Verein organisiert auch Veranstaltungen zum Erfahrungsaustausch. Besonders beliebt ist der PraktikerTreff Innovation, der regelmässig mit der Hochschule als Partnerin stattfindet. Am 15. November veranstaltet ITZ das 100. Treffen. Seit dem Start 1996 besuchten über 5'000 Teilnehmende einen PraktikerTreff. www.itz.ch

Markus Hodel wird neuer Rektor

Die Hochschule Luzern wird ab Januar 2012 von Markus Hodel geleitet. Der 52-Jährige ist zurzeit Staatsschreiber des Kantons Luzern. Er löst Sabine Jaggy-Kaufmann als Rektorin ab, die sich nach 10-jähriger Tätigkeit an der Hochschule



Freut sich auf seine Rückkehr: Markus Hodel leitet ab 2012 (wieder) die Hochschule Luzern.

Luzern als Bildungsexpertin selbständig macht. Für Markus Hodel ist es eine Rückkehr: Er leitete die Institution bereits von 2003 bis 2008. Zuvor hatte er von 1996 bis 2002 als Vorsteher und stv. Departementssekretär die Gruppe Hochschulen im Luzerner Bildungs- und Kulturdepartement geleitet. Der promovierte Historiker fühlt sich in der Bildung und in der Politik zu Hause. Markus Hodel: «Es ist ein grosser Vorteil, Themen von beiden Seiten betrachten zu können: aus der Perspektive der operativen Führung der Hochschule wie auch aus der Optik des zuständigen Departements.» Ein Interview mit Markus Hodel lesen Sie in der nächsten Ausgabe des Magazins.

Auf einen Blick

Wer sich für Architekturveranstaltungen und -ausstellungen interessiert, muss die Termine nicht länger zusammensuchen. Gemeinsam mit der Architekturfachgruppe Zentralschweiz des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA) hat die Hochschule Luzern – Technik & Architektur eine neue Plattform für die Zentralschweiz ins Leben gerufen. Veranstalter können ihre Termine gratis in die Online-Agenda einspeisen. www.architekturagenda.ch

Zivilgesellschaft: Das Ganze lebt vom Beitrag des Einzelnen

Ob Freiwillige nun gratis die Fussball-Junioren trainieren, Sans-Papier beraten oder am freien Samstag vor dem Shoppingcenter Unterschriften für eine Initiative sammeln – klar ist: Ein funktionierendes Gemeinwesen kommt nicht ohne zivilgesellschaftliches Engagement aus. Die Veranstaltungsreihe «First Thursday»

der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit beleuchtet das Thema aus unterschiedlichen Blickwinkeln, vom Quartierverein in der Schweiz bis zu Gesellschaften, die die Folgen eines gewalttätigen Konflikts bewältigen müssen.

6.10./3.11./1.12.2011, jeweils 17.30 Uhr; www.hslu.ch/firstthursday

Gemeinsamer Garten als nachbarschaftlicher Experimentierraum

«Mitgärtnern!» – lautete die Bedingung, unter der Timo Huber, Petra Stocker und Florian Schneider einen urbanen Gemeinschaftsgarten als Forschungsobjekt nutzen durften. Zwischen Giessen und Unkrautjäten näherten sich die drei Studierenden der Sozialen Arbeit einem Phänomen an, das immer mehr Freunde findet. Kernidee ist der soziale Gedanke: Auf einer Brache, die die Stadt zur Zwischennutzung zur Verfügung stellt, pflanzt eine lose verbundene Gruppe Gemüse an. Der Zugang ist offen; auch wer nur sporadisch giesst, darf Salat oder Tomaten ernten. Die Studierenden haben herausgefunden, dass Gemeinschafts-

gärten die unterschiedlichsten Menschen miteinander verbinden. Der Garten wertet den Stadtraum auf, stärkt die Identifikation mit dem Quartier und lockt Neuzuzüger an. Zudem ist er nicht nur ein Experimentierfeld für Kreativität, sondern auch für die Selbstversorgungswirtschaft frei nach dem Motto «Think global, act local». Die wichtigste der Handlungsempfehlungen, welche die drei Studierenden für Städte erarbeiteten, lautet: verstärkt Raum für Gemeinschaftsgärten in die Freiflächenplanung aufzunehmen und im Falle einer Zwischennutzung Anschlusslösungen zu erarbeiten.



Fotos: Hochschule Luzern, ZVG, Chocolat Schönenberger AG

Gemeinschaftsgärten verbinden die unterschiedlichsten Menschen miteinander.

Wettbewerb: Süsse Versuchung



Wenn es kühler wird, steigt wieder der Appetit auf Schokolade. Wir verlosen 10 Degustationspakete der Chocolat Schönenberger AG im Wert von je 50 Franken. www.schoenenberger-choco.ch

Beantworten Sie dafür folgende Frage richtig:

Im Projekt Hydronet forscht die Hochschule Luzern an einem schwimmenden Labor für den Gewässerschutz. Um was für einen Bootstyp handelt es sich?

- a) ein Kanu
- b) ein Pedalo
- c) ein Katamaran

Bitte senden Sie die richtige Lösung und Ihre Postadresse an: redaktion-magazin@hslu.ch.
Teilnahmeschluss: **31. Oktober 2011**
Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Feedback

Möchten Sie – ein weiteres Exemplar des vorliegenden Magazins bestellen, – das Magazin nicht mehr erhalten, – eine Adressänderung bekannt geben, – uns Ihre Anregungen und Ihre Kritik übermitteln?

Schreiben Sie uns: abo-magazin@hslu.ch

Mitte Oktober 2011 bis Mitte Februar 2012

Hochschule Luzern Technik & Architektur

3.11./17.11./15.12.2011
Vortragsreihe Architektur: «Beziehung zum Material»
Mit Architekt Harry Gugger (3.11.), dem Biologen Werner Nachtigall (17.11.) und dem Künstler Tadashi Kawamata (15.12.). Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 19.00 Uhr

18.11.2011
Berufsmatura-Tag
Acht Bachelor-Studiengänge stellen sich vor. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 15.00 Uhr

18.11.2011
Abend der Wirtschaft: Cleantech als Chance
Die Hochschule Luzern – Technik & Architektur lädt zum achten Abend der Wirtschaft ein, das Thema ist «Cleantech». Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 17.00–20.00 Uhr



21.–22.11.2011
Business Process Model and Notation (BPMN)
Dritter internationaler Workshop & Anwendertag. Anmeldung: www.bpmn-workshop.org. Ort: Technikumstrasse 21, Horw

12.1./8.2.2012
Info-Veranstaltung Bachelor-Studium
Interessierte erfahren mehr zum Bachelor-Studium und können einen Rundgang durch die Abteilungen machen. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 18.00 Uhr

Hochschule Luzern Wirtschaft

18.10.2011
FabLab für KMU: Schnell und einfach zur Innovation
Interessierte erfahren, welche Möglichkeiten ihnen die öffentlich zugängliche High-Tech-Werkstatt FabLab bietet. Ort: Technikumstrasse 21, Horw. Zeit: 11.00–14.00 Uhr

27./28.10.2011
Immaterielles Kulturerbe – Chancen für Kultur und Tourismus
Tagung zur kulturellen Vielfalt der Schweiz. Kosten und Anmeldung: www.hslu.ch/immaterielles-kulturerbe. Ort: Verkehrshaus der Schweiz, Lidostrasse 5, Luzern.

9.11.2011
IFZ-Abend der Weiterbildung
Info-Abend zum Weiterbildungsangebot des Instituts für Finanzdienstleistungen Zug IFZ. Ort: Grafenauweg 10, Zug. Zeit: 17.15–19.00 Uhr

9.11.2011
6th Women's Business Conference
Zum Thema «Zukunftswährungen» wird eine breite Palette von Referaten und Diskussionen von Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung geboten. Ausserdem findet die Verleihung des Women's Business Award statt. www.womensbusiness.ch. Ort: Hotel Park Hyatt, Zürich. Zeit: 9.00–18.00 Uhr

Hochschule Luzern Soziale Arbeit

12.10./16.11./14.12.2011
Info-Abend Bachelor-Studium
Informationen zum Bachelor-Studium Soziale Arbeit mit den Studienrichtungen Sozialarbeit, Soziokultur und Sozialpädagogik. Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 17.00–18.45 Uhr

12.10./16.11./14.12.2011
Info-Abend Master-Studium
Vorstellung des Master-Studiums in Sozialer Arbeit. Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 19.00–20.30 Uhr

3.11./1.12.2011
First Thursday: Zivilgesellschaftliches Engagement
Die Reihe «First Thursday» beleuchtet das zivilgesellschaftliche Engagement für soziale, kulturelle und politische Anliegen aus verschiedenen Perspektiven. Eintritt frei. www.hslu.ch/firstthursday. Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 17.30 Uhr

8.11.2011
Public Space? – Virtual Space!
Fachtagung zum öffentlichen Raum im digitalen Zeitalter. Anmeldung bis 15. Oktober unter www.hslu.ch/oeffentlicher-raum. Ort: Inseliquai 12B, Luzern. Zeit: 8.45–17.20 Uhr

8.11./12.12.2011
Schnupper-Tag Bachelor Soziale Arbeit
Voraussetzung zur Anmeldung ist der Besuch einer Info-Veranstaltung Bachelor Soziale Arbeit. Ort: Werfstrasse 1, Luzern. Zeit: 8.30–12.30 Uhr

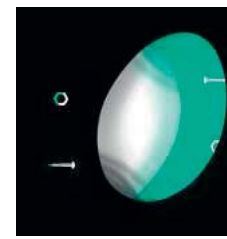
Hochschule Luzern Design & Kunst

Studienjahr 2011/2012 Abendkurse
Im Herbst- und Frühlingssemester werden wieder verschiedene Abendkurse angeboten. Diese stehen auch Interessierten ohne gestalterische Vorbildung offen. Kursinhalte, Anmeldung und Preise: www.hslu.ch/abendkurse

10.10./24.10./7.11./21.11.2011
«Schrecklich schön?»
Öffentliche Ringvorlesungen über den Glanz und das Elend des Schönheitskultes. Ort: Sentimatt 1, Luzern. Zeit: 16.00–19.00 Uhr

16.11.2011
Preisverleihung 5-10-20
Ausgezeichnet werden die besten Beiträge des Ultra-Kurz-Film-Wettbewerbs 5-10-20. Ort: Rössligasse 12, Luzern. Zeit: 17.00 Uhr

2.12.2011
Info-Tag
Bachelor- und Master-Studiengänge werden präsentiert. www.hslu.ch/d-infotag



8.12.–11.12.2011
Lucerne International Animation Academy LIAA
Fachtagung zum Auftragsanimationsfilm in der Schweiz. Ort: Bourbaki Kino und stattkino Luzern. www.hslu.ch/d-liaa

Hochschule Luzern Musik

18.10./15.11.2011/25.1.2012
Step Across The Border
Studierende spielen unter der Leitung eines Gastmusikers. Gäste: Frederic Rzewski (18.10.), Christian Wallumrød (15.11.) und Fritz Hauser (25.1.). Ort: Jazzkantine (18.10./15.11.), Theater Casino Zug (25.1.)

4./6.11.2011
Sinfoniekonzert
Die Junge Philharmonie Zentralschweiz spielt zusammen mit dem Orchester der Hochschule für Musik Basel. Leitung: Jonathan Nott. Ort: Konzertsaal, KKL Luzern (4.11.), Stadtcasino Basel (6.11.). Zeit: 19.30 Uhr/18.00 Uhr

10.12.2011
Weihnachtskonzert – Magnificat
Gemeinsames Konzert von Studierenden der Gesangsklassen, des Akademiechors und des Collegium Musicum mit historisch gebauten Instrumenten. Leitung: Stefan Albrecht. Ort: Jesuitenkirche Luzern. Zeit: 19.30 Uhr

22.1.2012
Big-Band-Konzert
Julian Argüelles und die Big Band der Hochschule Luzern in Zusammenarbeit mit dem Jazzclub Luzern. Ort: Luzerner Saal, KKL Luzern. Zeit: 19.00 Uhr

29.1.2012
Sinfoniekonzert der Jungen Philharmonie Zentralschweiz
Von und mit Helmut Lachenmann: «...2 Gefühle...», Musik mit Leonardo». Leitung: Israel Yinon. Ort: Konzertsaal, KKL Luzern. Zeit: 19.30 Uhr

Den vollständigen Veranstaltungskalender finden Sie unter www.hslu.ch/veranstaltungen

20 Minuten, 29. August 2011 Firmen: 90 Prozent mit positivem Feedback

«20 Minuten» stellt fest, dass das Engagement von Studierenden in der «realen» Wirtschaft geschätzt wird: «Die Hochschule Luzern – Wirtschaft bietet unter anderem das Modul «Unternehmertum» an. Seit vier Jahren erstellen Studierende dabei auch Businesspläne für externe Partner der Wirtschaftsregion Zentralschweiz. Nun zeichnen die Feedbacks der involvierten Unternehmen ein erfreuliches Bild, denn 90 Prozent der Betriebe können einen konkreten Nutzen aus den studentischen Arbeiten ziehen.»



Blick am Abend, 12. September 2011

Mehr Frauenpower für Informatik

«Blick am Abend» berichtet über den Workshop ITgirls@hslu.ch und die unverändert tiefe Frauenquote in einem zukunfts-trächtigen Studiengang: «Die Hochschule Luzern will, dass sich mehr Mädchen mit Informatik auseinandersetzen. Weniger als 10 Prozent der Studierenden hierzulande sind weiblich – im europäischen Vergleich ein besonders tiefer Wert», sagt Jana Köhler, Dozentin an der Hochschule Luzern Technik & Architektur. Dabei seien qualifizierte Informatikerinnen auf dem Arbeitsmarkt begehrt.»

Fotos: JCVStock/Fotolia.de, Andri Stadler, Hochschule Luzern, Kevin Satori, Niklaus Troxler



Der Sonntag, 31. Juli 2011

Schönes Geschenk: Perlen des Jazz

«Der Sonntag» berichtet, dass Niklaus Troxler, Gründer des Jazz Festivals Willisau, sein Privatarchiv mit den derzeit in der Schweizer Nationalphonotek aufbewahrten Konzertaufnahmen der Hochschule Luzern schenkt: «Die Fonoteca und die Hochschule Luzern möchten die Originalaufnahmen aus dem Privatarchiv der Öffentlichkeit zugänglich machen: An einer so genannten Abhörstation soll auf die Willisauer Konzerte zugegriffen werden können.»

NZZ am Sonntag, 28. August 2011

Der schnellste Weg, um Kosten zu sparen

Die «NZZ am Sonntag» befürchtet, dass Schweizer Firmen auf den starken Franken auch mit Auslagerungen ins Ausland reagieren: «Zwischen 2007 und 2009 haben Schweizer Firmen weniger Jobs ins Ausland verlagert als noch 2003. Das zeigt eine neue Erhebung der Hochschule Luzern. Doch damit dürfte es jetzt vorbei sein. Der verantwortliche Professor Bruno Waser sagt: «Die Frankenstärke dürfte die Motivation zur Verlagerung wieder vergrössern. Eine verstärkte Auslagerung ist für viele der schnellste Weg, die Kosten zu senken.»

SF, «10 vor 10», 8. September 2011

Familien sind immer öfter überfordert

Die TV-Sendung «10 vor 10» berichtet über den grossen Anstieg an Vormundschaftsfällen und spricht mit Diana Wider, Dozentin an der Hochschule Luzern sowie Generalsekretärin der Konferenz der Kantone für Kindes- und Erwachsenenschutz: «Wir erheben die gesamtschweizerischen Zahlen seit 15 Jahren. So stark wie 2010 war die Zunahme noch nie. Durch die veränderten Familienstrukturen sinkt vermutlich die Bereitschaft und auch die Möglichkeit, gewisse Probleme innerfamiliär zu lösen.»



Basler Zeitung, 9. September 2011

Elektro-Boliden: Studis im Temporausch

Die «Basler Zeitung» schreibt über einen Rennwagen auf Siegeskurs: «Zürcher und Luzerner Tüftler fahren mit ihrem Rennwagen von Erfolg zu Erfolg – in der weltweiten Formula Student. Zweiter Rang auf dem Hockenheim-Ring in Deutschland, zweiter Rang im britischen Silverstone, Gesamtsieg in Spielberg in Österreich: Schon vor dem letzten Saisonrennen blickt der Akademische Motorsportverein Zürich auf seine erfolgreichste Saison zurück. Seit fünf Jahren fahren angehende Ingenieure der ETH Zürich und der Hochschule Luzern bei der Rennserie.»

Gutgläubig, aber nicht leichtgläubig



Aus der Pfarrerin Annette Keller ist die Direktorin der Frauenstrafanstalt Hindelbank geworden. Ihr Menschenbild jedoch hat sich trotz dieses Wechsels nicht verändert.

Wälder, Wiesen, Äcker, etwas weiter habliche Berner Bauernhöfe, in der Ferne der Jurasaum. In dieser Weite thront das Schloss Hindelbank. Im Juni hat Annette Keller hier als Direktorin Anstalten Hindelbank, Strafvollzug an Frauen, so die offizielle Bezeichnung, ihre Arbeit aufgenommen. Keine Gefängnismauern, bloss hohe Zäune. «Ich bin überzeugt, dass diese offene Landschaft einen guten Einfluss hat auf das Leben in der Anstalt.» In Hindelbank sitzen rund 100 Frauen ein und verbüssen Strafen für Mord bis hin zu Verstössen gegen das Strassenverkehrsgesetz.

Annette Keller ist nicht Juristin und hat dennoch im Umfeld von Gesetzen und Freiheitsentzug ihre Aufgabe gefunden. Sie war Primarlehrerin, Sekretärin des Schweizerischen Ökumenischen

Friedensprogramms, Wahlbeobachterin, Pfarrerin und bis 2008 Vollzugsleiterin in der Frauenstrafanstalt Hindelbank. Theologie studierte sie, weil sie die Fragen nach den Grundwerten und dem Sinn des Lebens interessierten, nicht weil sie unbedingt Pfarrerin werden wollte. «Nach einigen Jahren merkte ich: Meine Aufgabe ist nicht das Predigen, sondern das Leben.» Sie stieg von der Kanzel und begann, in der Strafanstalt Hindelbank zu arbeiten, die sie vorher vom Kirchturm aus sehen konnte. «Mein Menschenbild hat sich nicht verändert: Jeder ist wertvoll und widersprüchlich.»

Während der letzten beiden Jahre, bevor sie zur Direktorin gewählt wurde, arbeitete sie als Leiterin Sozialdienste der Universitären Psychiatrischen Dienste (UPD) Bern. Der Dienst unterstützt Pa-

tienten bei der Wohnungs- und Arbeitssuche. Ein Sichtwechsel und eine Erfahrung, um die sie heute froh ist. Da es ihr Wunsch war, irgendwann eine soziale Institution zu leiten, absolvierte sie 2006/09 den Master-Lehrgang in Management im Sozial- und Gesundheitsbereich an der Hochschule Luzern. «Ich wüsste nicht, wie ich meinen heutigen Auftrag ohne diesen Abschluss führen könnte.» Die Strafanstalt werde unter ihrer Leitung nicht umgekrempelt, doch mit der Zeit solle ihre Handschrift spürbar sein. «Meine Maxime lautet: An oberster Stelle steht die Wertschätzung, gefolgt von Klarheit und Verantwortung.»

Mitgefühl ja, Mitleid nein

Eine Strafanstalt bleibt jedoch eine Zwangsgemeinschaft. «Das ist Teil des Freiheitsentzugs. Unsere grösste Herausforderung ist, dass die Frauen hier Solidarität, Integration und Rücksichtnahme lernen, wichtige Eigenschaften für die Zeit nach der Haft.» Annette Keller ist Realistin; dennoch glaubt sie daran, dass sich jeder Mensch entwickeln kann. «Sonst könnte ich hier nicht arbeiten.» Ob sie sich als Mutter der Insassinnen fühle? «Ich sehe mich eher als Hebamme.»

Bei ihrer Aufgabe geht es auch um Mitgefühl, Mitleid dagegen wäre falsch. Sie macht eine Pause und präzisiert: «Ich muss darauf achten, wie viel Empathie es sein darf, damit ich mich selbst nicht verliere. Auch das Mitgefühl muss wohl-dosiert sein.» **Kathrin Zellweger**

Zur Person

Annette Keller (50) ist seit Juni Direktorin der Frauenstrafanstalt Hindelbank, wo sie früher als Betreuerin bzw. Abteilungsleiterin Vollzug & Sozialarbeit tätig war. Berufsbegleitend hat sie in dieser Zeit den Master in Management im Sozial- und Gesundheitsbereich an der Hochschule Luzern absolviert. Die Thurgauerin lebt mit ihrem Partner in Bern.

Lucerne University of Applied Sciences and Arts

**HOCHSCHULE
LUZERN**

Musik

FH Zentralschweiz

SZENENWECHSEL
Das Musikfestival der
Hochschule Luzern
22. - 29.01.2012

www.hslu.ch/szenenwechsel

■ A

■ B

■ C

● D

Make the right choice

Choose one of our graduate opportunities in Audit, Tax, Consulting and Corporate Finance to start something special. If you're interested in joining a world-leading professional services firm that will challenge, develop and reward you in equal measure, visit www.careers.deloitte.com to see what your options are. It's your future. How far will you take it?

Audit. Tax. Consulting. Corporate Finance.

Deloitte.